



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 14, Nr. 11 November 15, 1961

Köln: Bund-Verlag, November 15, 1961

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

Köln, 15. November 1961 · 14. Jahrgang · Preis 50 Pfennig · G 1394 E



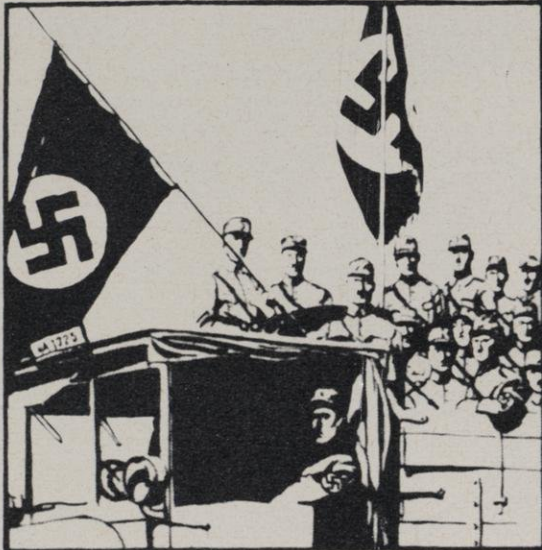
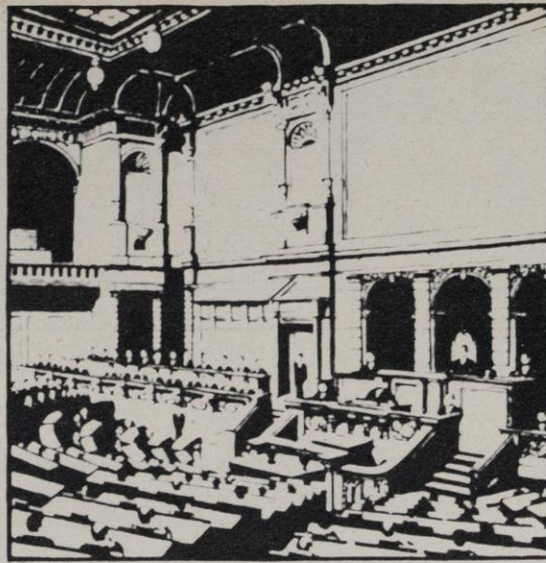
Das sind Karl (Hardy Krüger) und Christine (Loni von Friedl), zwei junge Menschen verschiedener sozialer Herkunft, die sich in der zweigeteilten Millionenstadt Berlin begegnen. Er stammt aus Ostberlin, sie aus der Zone, und beide wählen in dem Film „Zwei unter Millionen“ den Weg in den freien Westen. Ihre Partner sind Walter Giller, Joseph Offenbach, Ilse Fürstenberg und Fritz Tillmann. Foto: Ufa Film Hansa/Dittner

Der Weg zur Selbstverwaltung der Sozialversicherung

1911 – der Reichstag beschließt die Reichsversicherungsordnung (RVO). Dies ist der größte Gesetzgebungsakt neben der Schaffung des Bürgerlichen Gesetzbuches (BGB). Noch im gleichen Jahr wird auch das Angestelltenversicherungsgesetz verabschiedet.

Die RVO enthält die materiell-rechtlichen Vorschriften über die soziale Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung. In der Krankenversicherung besetzen die Versicherten zwei Drittel, die Arbeitgeber ein Drittel der Selbstverwaltungsorgane. Damit ist den Arbeitnehmern ein stärkerer Einfluß gesichert.

In den Ersatzkassen besteht nur eine Selbstverwaltung der Versicherten.



Die politischen Ereignisse des Jahres 1933 bleiben auch für die Sozialversicherung nicht ohne ernsthafte Auswirkungen. Die Einengung, ja Auflösung der Selbstverwaltung kündigt sich an. Damit fällt das demokratische Prinzip der Selbstverwaltung unausweichlich der Diktatur zum Opfer.

Der nationalsozialistische Ungeist breitet sich aus. Der „Führer“ befiehlt, und allzu viele folgen. Für Deutschland wie auch für seine Sozialversicherung beginnt eine schwere Zeit. SA marschiert . . .



Das Jahr 1934 bringt endgültig das Ende der demokratischen Selbstverwaltung. Die sogenannte Aufbaugesetzgebung beseitigt die Organe in den Kassen und Sozialversicherungsanstalten und setzt an ihre Stelle einen alleinverantwortlichen „Leiter“. Er wird nicht mehr von den versicherten Arbeitnehmern gewählt, sondern vom Staat ernannt. Damit erhält der Staat einen entscheidenden Einfluß auf die Sozialversicherung. Mit der Einführung des „Führerprinzips“ beginnt es, mit der Verschleuderung von Milliarden für Kriegszwecke soll es enden.



1945 bricht die Hitlerdiktatur zusammen. Das Dritte Reich existiert nicht mehr. Seine Hinterlassenschaft sind unsägliches Leid, Not und Elend.

Der totale Zusammenbruch des gesamten staatlichen Lebens erfaßt auch die Sozialversicherung. Ihre Kassen sind leer. Dennoch sichert gerade sie, ermächtigt durch Kontrollratsgesetze, den Fortgang unseres Daseins; wichtige Versorgungsaufgaben werden, so gut es geht, erfüllt. Die Selbstverwaltung der versicherten Arbeitnehmer aber liegt auf Jahre hinaus zerschmettert am Boden – ein Spiegelbild der Ruinen . . .

Freiheit für Heinz Brandt

Entschließung

der 4. Bundes-Betriebsräte- und Vertrauensleute-Konferenz der IG Metall am 27. und 28. Oktober 1961 in Dortmund

Am 16. Juni ist Heinz Brandt, Redakteur unserer Gewerkschaftszeitung „Metall“, der im Auftrag seiner Redaktion in Westberlin weilte, von der ostzonalen Volkspolizei verhaftet worden. Seit dieser Zeit, also seit nunmehr über vier Monaten, haben die ostzonalen Behörden keine Auskunft über das Schicksal von Heinz Brandt gegeben. Auf Anfragen haben sie mit ebenso zynischen wie konfuse Anschuldigungen gegen Heinz Brandt geantwortet. Erst auf die ungeheure Empörung der deutschen und internationalen Arbeiterschaft haben sie ihr Stillschweigen durchbrochen und mit Presseartikeln reagiert. Dann hat sich wieder Schweigen über die Recht und Menschlichkeit verhöhrende Schandtat gesenkt.

Wir erklären uns solidarisch mit Heinz Brandt, denn wir wissen, daß keiner der so schamlos wiederholten Vorwürfe einer Prüfung standhalten würde. Heinz Brandt ist bekannt als aufrechter Verfechter der Ziele der demokratischen Arbeiterbewegung. Heinz Brandt hat in den Konzentrationslagern der Nazis für seine Gesinnung büßen müssen. Es wirft ein bezeichnendes Licht auf den sogenannten Arbeiter- und Bauernstaat, wenn ausgerechnet dort Heinz Brandt aufs neue eingekerkert wird. Wir fordern von den ostzonalen Behörden uns, den Freunden und Kollegen von Heinz Brandt, sofort Auskunft über sein Schicksal zu geben. Wir fordern, daß ihm sofort die Menschenrechte gewährt werden, die jedem Untersuchungsgefangenen der freien Welt zustehen.

Wir fordern: Freiheit für Heinz Brandt!

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bundes-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: DuMont Presse, Köln.

Herr Chruschtschow, hören Sie auf mit den Bombentests!

Der Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Willi Richter, sandte an den sowjetischen Ministerpräsidenten ein scharfes Protestschreiben gegen die Versuche mit Super-Atombomben. Das Schreiben hat folgenden Wortlaut:

Herrn
Ministerpräsidenten der UdSSR,
Moskau
Kreml

Herr Ministerpräsident!

Wie lange noch, Herr Nikita Chruschtschow, wollen Sie als Ministerpräsident eines sogenannten Arbeiter- und Bauernstaates mit Super-Atombomben Gesundheit und Leben der ganzen Menschheit aufs Spiel setzen?

Der Deutsche Gewerkschaftsbund und alle Arbeitnehmer in Ost- und Westdeutschland protestieren schärfstens gegen Ihre Versuche mit Super-Atombomben. Ihre Politik der Bedrohungen und Einschüchterungen kann nur Abscheu und Empörung erwecken.

Immer und immer wieder hat der Deutsche Gewerkschaftsbund von den Verantwortlichen dieser Welt eine allgemeine, kontrollierte Abrüstung gefordert. Dabei hat er insbesondere die Vernichtung aller Atomwaffen sowohl im Osten als auch im Westen der zweigeteilten Welt verlangt.

Diese unsere Auffassung wird von allen Arbeitnehmern West- und Ostdeutschlands voll unterstützt. In zahllosen Briefen haben Arbeiter aus Ost- und Westdeutschland uns gebeten, sie aufzufordern, mit den Versuchen und Drohungen endlich Schluß zu machen.

Alle Deutschen begrüßen den Appell des Präsidenten Kennedy, die Versuche mit Atomwaffen endlich einzustellen.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund erwartet, daß auch Sie, Herr Ministerpräsident, entsprechend Ihren wiederholten Friedensbetuerungen endlich unsere Forderung nach Einstellung der Kernwaffenversuche, der Vernichtung aller Atomwaffen und nach einem Verbot ihrer Herstellung erfüllen.

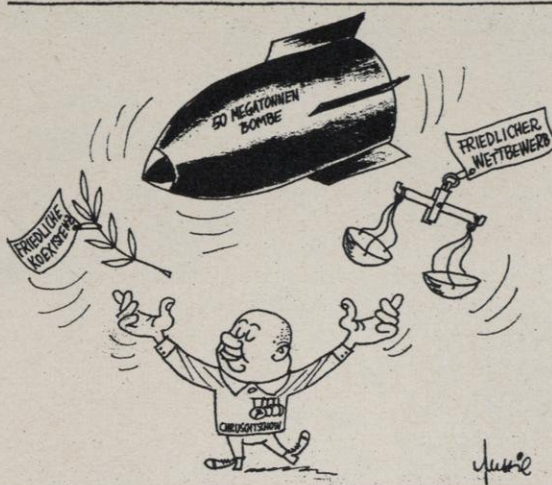
Hochachtungsvoll!
Willi Richter

Mit Entsetzen und Trauer

Mit Entsetzen und Trauer verurteilten Bundesvorstand und Bundesausschuß des Deutschen Gewerkschaftsbundes die Schreckenstat der sowjetzonalen Volkspolizei an dem Dortmunder Journalisten Kurt Lichtenstein.

Der rücksichtslos bei Ausübung seines Berufes niedergeschossene Gewerkschaftskollege, der inzwischen seinen Verletzungen in einem Zonenkrankenhaus erlegen ist, war Mitglied des Bezirksvorstandes der Industriegewerkschaft Druck und Papier in Dortmund und Vorsitzender der Dortmunder Ortsgruppe der Deutschen Journalistenunion.

Die Gewerkschaftsbewegung verliert in Lichtenstein einen unermüdeten Streiter für die Sache der Arbeitnehmer und für eine friedliche Wiedervereinigung Deutschlands in Freiheit. Der Ermordete hinterläßt Frau und zwei unmündige Kinder, denen Bundesvorstand und Bundesausschuß des DGB im Namen aller Gewerkschafter ihre tiefe Anteilnahme aussprechen. Zugleich fordern sie alle Gewerkschafter und die gesamte Öffentlichkeit zu schärfstem Protest gegen den neuen Terrorakt des verbrecherischen Ulbricht-Regimes auf. Der DGB erwartet von allen verantwortlichen Stellen, daß Vorkehrungen getroffen werden, um derartige Verbrechen in Zukunft zu verhindern. Er appelliert erneut an die Volkspolizisten, nicht auf ihre westdeutschen Brüder und Schwestern zu schießen.



Der Jongleur (Frankfurter Rundschau)

Botschaft Präsident Kennedys an die Berliner Arbeiter und den DGB

Der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, John F. Kennedy, übermittelte den am 27. Oktober 1961 an der Kundgebung des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften und des Deutschen Gewerkschaftsbundes in Berlin teilnehmenden Arbeitern die nachstehende Botschaft:

„Ich entbiete dem Deutschen Gewerkschaftsbund, der heute zu einer Großkundgebung für die Sache der Freiheit versammelt ist, meine aufrichtigen Grüße. Die freien Gewerkschaften sind Kristallisationspunkte für die Wünsche zahlloser Millionen, die auf ein besseres Leben und eine größere Meinungsfreiheit hoffen. In einem Zeitalter der Massenarmut und des Massenanalphabetentums in weiten Teilen der Welt und eines konzentrierten Wohlstandes und der Leistungsfähigkeiten in anderen Teilen steht die Menschheit vor dem kategorischen Imperativ der Gerechtigkeit. Alle, die diese moralische Aufgabe leugnen oder verkehren wollen, machen nicht Geschichte, sondern verfälschen sie.“

Die Notwendigkeit der Freiheit und der Verwirklichung der Menschenwürde in Freiheit ist für die Veränderung der menschlichen Verhältnisse eine größere Macht als jedes Schwert, jede Mauer, jede Gewalt eines Tyrannen. Man kann die Sehnsucht nach Freiheit nicht aus den Herzen der Menschen fernhalten, schon der Versuch dazu ist ein Eingeständnis des Fehlschlages.

Wenn sich die freien Gewerkschaftsbewegungen auch von einem Land zum anderen etwas unterscheiden, so beruhen sie jedoch auf Rechtsgrundsätzen. Sie beruhen auf dem Recht der einzelnen Persönlichkeit, auf einer angemessenen Entschädigung für die Arbeit, auf dem Recht des Volkes, Nutzen aus seiner Mühe zu ziehen und auf dem Recht, im Wirtschaftsleben frei zu sein von Not und Elend. Der Mensch sollte für die Befriedigung dessen, was ihm von Rechts wegen zusteht, nicht von der Großzügigkeit eines über alles wachenden Staates abhängig sein.

Daher sind die Gewerkschaften in der freien Welt das eigentliche Bollwerk der persönlichen Rechte, die Stimme des Gewissens und das lebende Beispiel, daß freie Menschen über ihr Geschick selbst bestimmen können. Das sind einige der Gründe, aus denen Sie sich heute versammeln. Das amerikanische Volk unterstützt Sie in Ihren Beschlüssen und würdigt Ihre Entschlossenheit.

John F. Kennedy

Der Irrsinn der Atomtests

Es will scheinen, als wäre eine Zeit des vollendeten Irrsinn ausgebrochen, denn anders kann man die Atomtests kaum nennen, die der Machthaber im Kreml seit einigen Wochen in der Atmosphäre veranstaltet. Es ist derselbe Mann, der einmal erklärte, daß derjenige, der diese Versuche wieder aufnehme, sich des Verbrechens gegen die Menschheit schuldig mache. Aber nun vergiftet er die Atmosphäre mit radioaktivem Niederschlag, der tausendmal größer ist als der der Bomben von Hiroshima und Nagasaki. Und – wie gewohnt – werden die Atomversuche, die er selbst macht, als Arbeit für den Frieden der Welt bezeichnet. Er wird die Folgen dieser Versuche nicht mehr sehen, aber in einem halben Jahrhundert wird man die Folgen sehen. Die Opfer werden die Neugeborenen sein, die verstümmelt, als Mißgeburten, tot oder ohne Augenlicht auf die Welt kommen. Die Verbrechen Stalins, den man jetzt von der Seite Lenins entfernt, sind harmlos dagegen. Protestiert haben fast alle Völker der Erde. Vergebens. Protestiert haben in der UNO die Vertreter aller Völker mit Ausnahme Rußlands, seiner Satelliten und Kubas. Vergebens. Das grausige Unternehmen geht weiter. Die Stimme des Gewissens und der Vernunft findet im Kreml keinen Widerhall. Es ist, als enthülle Chruschtschow jetzt sein wahres Gesicht.

Die Tests begannen mit dem Kongreß der Neutralen in Belgrad. Bestürzung und Angst lähmte die Vertreter der neutralen Völker in Belgrad. Aber man hoffte. Vergebens. Und nun ist eine Welt in Angst und Sorge. Ein Weltnotstand ist ausgebrochen. Was sollen die anderen Atomkräfte, Amerika und England, tun? Sollen sie auch wieder mit den Versuchen beginnen und das Unheil noch größer machen? Wäre es nicht nur eine Vergrößerung des Irrsinn? Man kann auch heute noch annehmen, daß sich weite Kreise der Bevölkerung in diesen Ländern dagegen wehren würden, denn in diesen Ländern sind die Folgen der Versuche weitgehend bekannt. Ganz im Gegensatz zu Rußland, wo nach Berichten der Teilnehmer des westlichen Friedensmarsches, die in Moskau gegen die Atomgefahr demonstrierten, die Bevölkerung so gut wie nichts über Zahl und Stärke der sowjetischen Bombentests weiß und Frau Chruschtschow dies sogar öffentlich eingestand. Robert Jungk schrieb in einem Artikel, der in der Forderung eines Schauprozesses gegen jene sowjetischen Führer gipfelt, die sich durch die Wiederaufnahme der Atomtests an hunderttausenden Ungeborenen schuldig gemacht haben, folgende Episode, die die Ahnungslosigkeit dokumentiert.

„Frau Professor Pirie, eine berühmte englische Radiobiologin, wollte ein Buch veröffentlichen, in dem Sachverständige verschiedener Nationen schildern sollten, wie sie sich das Schicksal ihres Landes in und nach einem Atomkrieg vorstellten. Ein Vorsitzender des sowjetischen Schriftstellerverbandes antwortete daraufhin, er könne sich überhaupt nicht vorstellen, daß die Sowjetunion in einem Atomkrieg verwüstet werden würde – eine Behauptung, die den (allerdings nur einem engen Kreis von Sowjetbürgern bekannten) Zukunftsvisionen des sowjetischen Generalstäblers Talenskij widerspricht. Als Professor Pirie dieses ‚Vogel-Strauß-Dokument‘ dem sowjetischen Schriftsteller Ilja Ehrenburg zeigte und ihn fragte, was er wohl dazu meine, gab er die bezeichnende Antwort: Wir haben zwar bei uns die Kapitalisten abgeschafft, aber noch nicht alle Idioten.“

Heute weiß kein Mensch, außer einigen Sowjets, wie es weitergehen soll. Werden die Sowjets, nachdem sie genügend Versuche gemacht haben, diese einstellen und dann auf einen Stop der Versuche drängen? Aber wird man ihnen dann noch glauben können? Wie es auch sei. Es bleibt nur eine Alternative. Der Vorsitzende der IG Metall, Otto Brenner, hat auf der 4. Bundes-Betriebsräte- und Vertrauensleutekonferenz in Dortmund die Forderungen des DGB erneut ausgesprochen.

**Allgemeine weltweite kontrollierte Abrüstung.
Vernichtung aller Atomwaffen und Verbot ihrer Herstellung in Ost und West.**

Brenner sagte, daß wir nicht müde werden sollten, diese Forderungen zu erheben. Das sei unsere Pflicht vor der ganzen Welt und vor allem vor den schaffenden Menschen aller Länder. Angesichts der grenzenlosen Gefahr, in der wir leben, ist es wirklich die einzige Hoffnung, sie setzt aber die Durchsetzung der Vernunft im östlichen Lager voraus. Dazu aber müßten, nach dem erwähnten Ausspruch von Ilja Ehrenburg, die Idioten in Rußland ausgeschaltet werden.

Hans Dohrenbusch



Ihr Gruß hilft einem Kinde



Nun kommt wieder die Zeit der Glückwunschkarten, mit denen „Gute Weihnachten“ und „Ein gutes neues Jahr“ gewünscht wird. Viele Millionen Karten sind es, die alljährlich als Boten des Gedankens versandt werden. Ein kleinerer Teil davon sind Karten der UNICEF, des Weltkinderhilfswerkes der Vereinten Nationen. Die Karten sind nicht nur schön – berühmte Künstler haben sie in der Regel gezeichnet –, sondern sie erfüllen auch einen guten Zweck. Der Reinertrag kommt hungernden und kranken Kindern zugute, die die Völker von morgen sind. Sind ... Da stockt der Finger, der auf die Taste drücken will. Denn damit es die Völker von morgen sind, dürfen sie nicht hungern und dürfen nicht krank bleiben. 600 Millionen Kinder auf der Welt leben in Hunger und Elend. Also ein Fünftel der Menschheit.

Die größte Not der Kinder herrscht in den sogenannten Entwicklungsländern. Besonders groß ist die Not der 83 Millionen afrikanischen Kinder. In Nigeria gibt es 900 000 Leprakranke, davon sind die Hälfte Kinder und Mütter; in Marokko wird die Mehrzahl der Kinder von Augenkrankheiten befallen, die in der Mehrzahl zur Erblindung führen; in Äthiopien gibt es auf 154 000 Einwohner nur einen Arzt. Wir wollen hier nicht weiter aufzählen, fast in allen afrikanischen und asiatischen Staaten ist die Not der Kinder unermeßlich. Was mit dem Erlös aus dem Verkauf der Karten der UNICEF 1960 geschehen ist, steht an anderer Stelle. Es ist viel, aber es ist zu wenig. Also mehr Karten kaufen, verschenken, versenden. Andere zum Kauf der Karten bewegen, selbst welche in Kommission nehmen und verkaufen. Es ist angesichts der Not keine große Mühe. Die Jugend, auch die unsere, sollte sich der kleinen Mühe unterziehen. Zehn Karten mit zehn Umschlägen kosten nur fünf Mark. Sie sind zu beziehen (auch in Kommission) durch das Deutsche Komitee für UNICEF, Köln, Mohrenstraße 6, Telefon 218174. Viel Erfolg beim Verkauf! **Hadobu**

Was wurde getan?

Bericht des UNICEF-Grußkarten-Fonds 1960

90 Länder in der ganzen Welt haben sich an dem Verkauf der UNICEF-Karten im Jahre 1960 beteiligt. Über 17 Millionen Karten sind verkauft worden, und über 1 Million Dollar konnten dem Fonds des Weltkinderhilfswerkes der Vereinten Nationen zur Verfügung gestellt werden.

Von den Projekten, die von dem Verwaltungsrat der UNICEF, dem 30 Nationen angehören, im Januar bewilligt worden sind, kann UNICEF aus dem Erlös des Kartenverkaufs Hilfe für nachstehend aufgeführte Vorhaben geben:

Indonesien

Einrichtung von weiteren 600 Mutter- und Kind-Gesundheitszentren, Lieferung von 9200 Hebammentaschen, Einführung eines einfachen Gesundheitsprogramms in 1000 Volksschulen und in 8 weiteren ländlichen Aufklärungs- und Ausbildungsbezirken, Versorgung mit Medikamenten und Transportmitteln zur Kontrolle der Bindehautentzündung für 202 000 Schulkinder.

Föderation von Malaya

Aufstellung eines nationalen Gesundheitsplanes für ganz Malaya. Hierfür liefert UNICEF: Transportmittel für sechs Ausbildungsinstitute, Lehrmittel und Ausrüstung für zwei Schwestern-Schulen, Ausrüstung für 12 Zahnbehandlungs-Zentren.

Britisch-Guayana

Für die Erweiterung und Reorganisation des Gesundheitsdienstes des Landes liefert UNICEF die Ausrüstung für 34 Gesundheitszentren, Fahrzeuge für das Kontrollpersonal, Ausstattung für ein Gesundheitslaboratorium sowie Hilfsmittel und Ausrüstung für sanitäre Einrichtungen.

Peru

In Zusammenarbeit mit dem Andean Indian-Programm zur Entwicklung eines ländlichen Gesundheitsprojektes, um neue Methoden zu prüfen, liefert UNICEF für

a) grundlegende Mutter- und Kind-Gesundheitsdienste: Ausrüstung für Gesundheitszentren, für ein zentrales Gesundheitslaboratorium und Hilfslaboratorium, drei Fahrzeuge für das Kontrollpersonal, 160 Fahrräder für Schwestern und Hilfskräfte sowie Material zur Gesundheitserziehung;

b) sanitäre Einrichtungen: Ausrüstung für sanitäre Werkstätten, 100 Pumpen, Rohre für Brunnen usw.

Ghana

Für die erweiterte Behandlung der Familien- und Frauenfragen im Rahmen der Entwicklung der Gemeinden liefert UNICEF: Aufklärungs- und Unterrichtsmaterial, ein Fahrzeug für ein neues nationales Frauen-Ausbildungszentrum, acht Fahrzeuge für das aufsichtführende Personal und 150 Anschauungsmappen zur Unterweisung der weiblichen Dorfbevölkerung im Kochen und Nähen.

Thailand

Ein kleines Projekt in Bangkok, das den Beginn eines nationalen Programmes für Sozialfürsorge für Kinder bildet. UNICEF stellt zur Verfügung: Lehrbücher, eine entsprechende Bibliothek und Honorare für die Übersetzungen von Unterrichtsmaterial für einen Ausbildungsplan. Für Institute und einen Kinderklub stellt UNICEF Hilfsmittel für die Ausbildung in Fragen der Erziehung, Erholung und Vorbereitung auf einen Beruf bereit.

Mexico

Um die Sozialfürsorge für Kinder aufzubauen und dem Mangel an Personal durch eine grundlegende allgemeine Ausbildung in der Sozialarbeit abzuwehren, gibt UNICEF Stipendien zur Ausbildung von Hilfs-Sozialarbeitern an der Tlaxcala-Schule für Sozialarbeit und Lehrmittel sowie Transportmittel für die praktische Ausbildung in ländlichen Bezirken.

Sudan

Lieferung von Insektenvertilgungsmitteln, Antimalariamitteln, Ersatzteilen für Sprüher und Transportmitteln für das fünfte und letzte Jahr für das Malaria-Ausrottungsprojekt in dem Bezirk von Gezira in der Provinz Blauer Nil.

Jamaica

Lieferung von Transport- und Hilfsmitteln für das vierte Jahr der Malaria-Ausrottungskampagne. Hierdurch werden weitere 725 000 Menschen geschützt. Der nördliche und westliche Teil der Insel sind nunmehr im wesentlichen frei von Malaria.

Nigeria

Lieferung von Sulphon-Tabletten, Transportmitteln und Ausrüstungen für Laboratorien zur Erweiterung der Leprakontrolle in den öst-

lichen und nördlichen Teilen des Landes. Es wird erwartet, daß 350 000 Kranke bis Ende 1962 in Behandlung sein werden. Viele freiwillige Stellen arbeiten bei diesem Projekt mit, indem sie Gebäude und Krankenhäuser bereitstellen und den Außendienst übernehmen.

Nikaragua

Zur Unterstützung der Erziehung und Ausbildung auf dem Gebiete der Ernährung und Einrichtung von Schulgärten liefert UNICEF: Lehr- und Ausbildungsmaterial einschließlich Vorführungsgeräte für Küchen, Werkzeuge, Kunstdünger, Insektenpulver und Samen für Schulgärten; Pumpen und Rohre für Bewässerungsanlagen; Material für die Herstellung von Tonfilmen und anderen Lehrmitteln; vier Fahrzeuge für das Kontrollpersonal; 22 Fahrräder für Hausbesuche; Ausbildungsstipendien für Kontrolleure, Inspektoren, Lehrer, Gesundheitsberater usw.; Diätahrungsmittel für Ernährungslehrgänge.

Diese Beispiele geben nur einen kleinen Überblick über die Hilfe, die UNICEF den Regierungen gibt, die Projekte zum dauernden Nutzen ihrer Kinder planen.

Allen denen, die die UNICEF-Karten verwendet haben, sagt der UNICEF-Grußkarten-Fonds ein herzliches „Danke schön“ im Namen aller Kinder, denen ihr Gruß geholfen hat.

Auch in der Bundesrepublik Deutschland und Berlin ist, dank des großen Verständnisses der deutschen Öffentlichkeit für die segensreiche Arbeit der UNICEF, die Aktion „Ihr Gruß hilft einem Kinde“ sehr erfolgreich verlaufen. Das Deutsche Komitee für UNICEF und seine Arbeitsgruppen konnten während der letzten Aktion über 200 000 Karten mehr verkaufen als im Vorjahr. Die neuen Karten werden ab 15. September 1961 verkauft.

Auch 1961 soll gelten:

„Ihr Gruß hat einem Kinde geholfen“.



Die jungen Wilden

United Artists

Die New Yorker Slums, Schmelztiegel vieler Rassen und Nationalitäten, boten von jeher dramatischen Zündstoff zu aktuellen Problemfilmen. So auch diesmal.

Am helllichten Tage stürzen sich drei Mitglieder einer Bande italienischer Halbwüchsiger auf einen blinden Portorikanerjungen, der, von Messerstichen tödlich getroffen, vor den Augen seiner Angehörigen zusammenbricht. Die drei Jugendlichen werden wenig später aufgeschnappt und arretiert. Die Staatsanwaltschaft beauftragt ihren ehrgeizigen Vertreter Hank Bell mit der Anklage. Bell ist selbst auch italienischer Herkunft und mit der Mentalität dieser jungen Menschen vertraut.

Zunächst scheint alles klar. Die Jugendlichen sind Mörder und verdienen nach den strengsten Maßstäben abgeurteilt zu werden. Doch Bell, nur von dem Gedanken beseelt, Gerechtigkeit zu üben, stellt immer neue und mitunter gefährliche Nachforschungen an, die die Angelegenheit bald in einem ganz anderen Licht erscheinen lassen. Ein recht eingehender Blick hinter die Kulissen des Geschehens läßt Hank schließlich den ehrgeizigen politischen Plänen seines Vorgesetzten entgegenarbeiten, der sich bei den bevorstehenden Gouverneurswahlen von einem strengen Urteil in diesem so sehr in die Öffentlichkeit gerückten Prozeß nicht unbeträchtliche Vorteile verspricht. Und so wird Bell, der Ankläger der Jugendlichen, in der Verhandlung zu ihrem Verteidiger und gleichsam zum Verteidiger einer durch soziale Mißstände gehandicapten Jugend und zum Ankläger einer Welt der Rassenvorurteile und sozialen Mißstände.

Rückblickend auf die letzten Filmjahre darf vielleicht gut ein Dutzend Filme dieses Genres als gültige Auseinandersetzung mit dem immer vordringlicher werdenden Thema „Jugendkriminalität“ bezeichnet werden. „Saat der Gewalt“ war einer von ihnen, einige wenige Glückstreffer der neuen Welle vielleicht und jüngst Amerikas Beitrag zu den Filmfestspielen in Cannes „... der werfe den ersten Stein“. Kann nun der hier zu besprechende Film „Die jungen Wilden“ zu den beinahe schon klassischen Fällen der wenigen guten Filme seiner Art gezählt werden? Ja und nein!

Ja, was die rühmenswerte Gesinnung, was die thematische Überzeugungskraft anbelangt. Nein, was den formalen Ablauf des Geschehens betrifft, an dessen Gestaltung ein gerüttelt Maß Kritik zu üben ist. So fehlt auch diesmal nicht der politische Zeitungsredakteur, der rücksichtslose Politiker und der aus kleinen Verhältnissen avancierte Jurist, der natürlich eine schöne Gattin aus reichem Hause sein eigen nennt. Klischeefiguren aus der amerikanischen Routinewerkstatt. So gibt es auch hier jene „überdramatischen“ Höhepunkte, wie etwa die teilweise recht gewollt anmutenden ekstatischen Reaktionen einiger Jugendlicher oder gar der schon fast bis zur Lächerlichkeit maniert unheilverkündende Gewaltgang der drei Italiener zum nichtsahnenden, munter musizierenden „Schlachtopfer“ gleich zu Beginn des Streifens.

Fanatischer Rassenhaß und Aufbegehren gegen jede bürgerliche Ordnung, geboren aus Angst, Minderwertigkeitsgefühl und dem Bewußtwerden einer scharfen sozialen Abgrenzung, welche Auswirkungen diese sozialen und psychischen Ursachen haben können, versucht der Film zu verdeutlichen.

Auch will er, und das ist wohl sein Hauptanliegen, uns alle, mittelbar oder unmittelbar Beteiligte auf der ganzen Welt mahnen (New York ist laut Vorspann als bloßes Beispiel für einen Film herausgegriffen worden, der überall auf der Welt spielen könnte), gegen jedwede Rassenvorurteile und soziale Unterdrückung wirksam anzugehen, um nicht schon durch bloßes Unterlassen dieser Menschenpflicht mittelbar schuldig zu werden. Wünschen wir Regisseur John Frankenheimer, daß sein Werk als solches gedeutet und gebührend ernst genommen wird.

Hans Plück



Bild aus dem Film „Der Verschlag“, jugoslawisch-französische Produktion

Jugendprobleme auf der Filmwoche in Mannheim

Von Herbert Stettner

93 v.H. der jungen Menschen im Alter von 16 bis 24 Jahren sind regelmäßige Kinobesucher. 52 v.H. besuchen mindestens einmal in der Woche ein Filmtheater. 77 v.H. gehen ein- bis dreimal im Monat ins Kino. Nur 7 v.H. sehen sich nie einen Film an. Das junge Filmpublikum bevorzugt Kriminalfilme, Wildwestfilme und Sportfilme. 10 v.H. bekunden ihre Vorliebe für sogenannte Sittenfilme. Das Interesse an Filmen über ernsthafte Gesellschaftsprobleme wächst mit dem höheren Bildungsgrad. Junge Menschen mit geringerer Bildung lieben eine andere Kost: Heimatfilme (56 v.H.) und „Sittenfilme“ (86 v.H.).

Solche Einsichten erbrachte kürzlich eine Repräsentativbefragung in der Bundesrepublik und Westberlin. Derartige Statistiken sind nicht neu und sie sind auch nicht auf unser Land beschränkt. Überall in der Welt beschäftigen sich fortschrittliche Pädagogen mit den Problemen, die mit dem Film verbunden sind. Zahlreich sind die internationalen Tagungen, die sich mit diesem Fragenkomplex befassen. Die Veranstalter der diesjährigen „Internationalen Filmwoche in Mannheim“ (16. bis 21. Oktober 1961) haben der langen Reihe dieser Filmkonferenzen eine weitere hinzugefügt.

Während in Mannheims Alster-Kino neue Dokumentar- und Spielfilme aus aller Welt gezeigt wurden, saßen die Film-Pädagogen zusammen und suchten nach neuen Wegen auf dem Gebiet der Film-erziehung. Die Teilnehmerliste enthielt Namen aus Belgien, Österreich, der Schweiz, Dänemark, Polen, Frankreich, Holland, Luxemburg, Norwegen, Irland, Großbritannien und der Bundesrepublik. Sie kamen aus allen Bildungs- und Erziehungsbereichen, und sie waren im Behandeln ihrer Fachfragen geübt, denn die meisten kannten sich bereits von früheren ähnlichen Tagungen. Ihr Bestreben ist es, alle Pädagogen und alle Erziehungsbehörden davon zu überzeugen, daß der Film keine harmlose Feierabend-

unterhaltung, sondern eine ernste Sache ist, der sich die Erzieher annehmen müssen. Schulen, Jugendgruppen und Volkshochschulen, so wollen es diese Film-Erzieher, sollen dem jungen Menschen helfen, den Film-Kitsch verachten und die Film-Kunst lieben zu lernen. Seit Jahren wird auf diesem Gebiet von Einsichtigen Pionierarbeit geleistet, und sie haben die Hoffnung, daß eines Tages der Durchbruch zu einer „Film-erziehung“ als festem Bestandteil aller Erziehung gelingen könnte. Die Experten in Mannheim konnten wieder von mancherlei Erfolgen berichten, doch sie mußten auch wieder selbstkritisch bekennen, daß sie von ihrem Ziel noch meilenweit entfernt sind. In einigen Ländern hat man zwar tatsächlich erreicht, daß das Wissen vom Film in Lehrerbildungs- und Unterrichtspläne eingefügt wurde, doch mit solcher Fixierung auf dem Papier ist natürlich noch nicht viel gewonnen. Noch fehlen weithin die Fachleute, die mit dem Wesen des Films vertraut sind und ihr Wissen an die Jugend weitergeben könnten. Neue Anstrengungen sind erforderlich, um reale Voraussetzungen für das zu schaffen, was man Film-erziehung, also Entlarvung des schlechten und Förderung des guten Films nennt. Die Aussichten für eine baldige Verwirklichung dieser Pläne auf breiter Grundlage sind nicht sehr günstig, denn die Übermacht des Film-Kitschs ist bei uns noch zu groß, und die Pläne der Pädagogen finden noch zuwenig Befürworter. Schon dringt das Fernsehen in alle Winkel, und man könnte ob dieser Bilderflut, die man nicht zu bändigen vermag, fast den Mut verlieren. Von Resignation war bei den in Mannheim versammelten Film-Pädagogen aber nichts zu spüren. Nüchtern hielten sie nach neuen Wegen Ausschau, doch man hatte den Eindruck, daß sie sich einstweilen alles gesagt haben, was theoretisch vorausgedacht werden kann. Nun sollte man ihnen mehr und mehr praktische Arbeits-

möglichkeiten geben, denn was nützen die besten Pläne, wenn das Leben sie nicht aufgreift?

Die Jugend stand nicht nur im Mittelpunkt dieser Pädagogen-tagung. Auch die Film-woche selbst trug deutlich den Stempel der jungen Generation. Man zeigte Dokumentar- und Spielfilme junger Regisseure, und auf der Leinwand standen immer wieder junge Menschen im Vordergrund. Da waren z.B. folgende Filme: „Notizen zur Emigration - Spanien 1960“ (Schweiz): Hunger und Verzweiflung treiben junge Spanier zur Auswanderung. „Wenn du Angst hast vor dem Wind“ (Belgien): Junge Menschen auf der Suche nach einem Partner. „Von einem Tag zum anderen“ (Schweiz): Jugendliche erleben, ohne es zu wissen, einen wichtigen Tag ihres Lebens. „Die Verbannten“ (USA): Junge Indianer verlassen ihre Reservate und versuchen ihr Glück in Los Angeles. „Sie waren zehn“ (Israel): Junge Einwanderer im Palästina des vorigen Jahrhunderts. „Laßt mein Volk ziehen“ (England): Junge Menschen leiden unter der Rassenpolitik in Südafrika. „Alles endet mit einem Knicks“ (England): Junge Leute gehen auf ganz alte Art zum Empfang der Königin. „Die menschliche Pyramide“ (Frankreich): Afrikanische und europäische Schüler überwinden die Rassenschranken. „Tobby“ (Bundesrepublik): Junger Musiker vor der Entscheidung über Beruf oder Job. „Der Verschlag“ (Frankreich/Jugoslawien): Junge Menschen in der Hölle des KZs. „Wenn die Liebe vorbeigeht“ (Jugoslawien): Ein junges Liebespaar erlebt die erste große Enttäuschung.

Was immer auch unvollkommen gewesen sein mag an diesen Filmen, sie waren den Problemen der jungen Generation auf der Spur! - Wenn sich unsere Erziehungsbehörden den Jugendlichen vor der Leinwand mit dem gleichen Eifer widmen würden, wir hätten bald ein besseres Publikum und einen besseren Film!

liebhabeereien nach dienstschluß

Eine Ausstellung der Deutschen Postgewerkschaft



Josef Prause
„Bach zu Klebing im Winter“

Günther Klepsch „Siesta“

Karl Langenstein „Inge“

Norbert Bechteler „Madame X“

Harald Wegner „Kirchgang“



In unseren Tagen gehört es zu den Gepflogenheiten von Organisationen, Museumsdirektoren und Galeriebesitzern, dem künstlerischen Laienschaffen einen breiten Raum im Kulturbetrieb zu verschaffen. Auf den Ruhrfestspielen 1953 in Recklinghausen wurde eine Abteilung in der Ausstellung „Arbeit – Freizeit – Muße“ den sogenannten Sonntagsmalern gewidmet. „Das naive Bild der Welt“ heißt eine großangelegte internationale Wanderausstellung in diesem Jahr in Baden-Baden, Frankfurt und Hannover. Retrospektive Veranstaltungen von Henri Rousseau und Gleichgesinnten, Geburtstagsausstellungen der Grandma Moses, die bei guter Gesundheit ins zweite Jahrhundert schritt, sind an der Tagesordnung. Beliebt sind auch die musischen Ausstellungen des DGB, der seinen Mitgliedern turnusmäßig oder aus Anlaß von Tagungen Gelegenheiten gibt, ihre in der Freizeit geschaffenen Arbeiten der Öffentlichkeit vorzuführen.

Die jüngste derartige Schau bot die Deutsche Postgewerkschaft während ihres 6. ordentlichen Kongresses in Köln. Gezeigt wurden hier unter dem Motto „liebhabeereien nach dienstschluß“ literarische, und zwar veröffentlichte Schöpfungen der Kollegen (Gedichte, Theaterstücke, Epik) und musikalische Kompositionen sowie Kunstgewerbe, Plastiken und Malereien.

Überschaut man diese und ähnliche Darbietungen und prüft sie von kunstgeschichtlicher oder ästhetischer Warte aus, wird die Frage nach diesem Kapitel der Kunst äußerst kompliziert. Jahrzehntlang betrachtete man das Laienschaffen, die Arbeiten der sogenannten

Sonntagsmaler als dem naiv-realistischen oder primitiv-naturalistischen Stil zugehörnd. Die Franzosen nannten diese Autodidakten, die tagsüber ihrem Beruf als Eisenbahner, Kanalschiffer, Zöllner, Gärtner, Metallgießer, Schaubudensteller usw. nachgingen, sogar „maitres primitifs“ (primitive Meister), der deutsche Verleger O.A. Ehlers betitelt sein Buch über diese Maler „Das Bild des einfältigen Herzens“, Bihalij-Merin seine schöne, kürzlich im Verlag DuMont Schauberg erschienene Publikation „Das naive Bild der Welt“. In der Tat wurden hier meistens rührende Idylliker vorgestellt, Menschen, die noch Zeit hatten oder sich Zeit nahmen, um jede Einzelheit liebevoll abzubilden. Sie waren „naiv“ in Dingen, die nicht zu ihrem läglichen Beruf gehörten, also in künstlerischen Bereichen. Vergessen wir jedoch nicht, daß jene Laienmaler noch aus einer romantisch betonten Welt stammten oder zumindest im Sog der nachromantischen „Berufskünstler“ schufen und für sich, fernab vom Kunstbetrieb, wirkten. Heute ist dies wesentlich anders als vor einigen Jahrzehnten. Jeder kann sich vortreffliche Kunstpostkarten kaufen, bekommt Zeitschriften und Bücher in die Hand, wo man sich über Rembrandt und die Maler des Mittelalters, über Picasso, die Abstrakten und die alten Ägypter informieren kann. Plakate drängen einem tagtäglich Ausstellungen auf, die „man gesehen haben muß“, und das Fernsehen liefert einem die Kunst sogar ins Haus. Vorträge – direkt oder über den Äther – versuchen, Kunst zu erklären, und in Volkshochschulkursen kann jeder für wenig Geld malen, zeichnen und modellieren „lernen“. Mit der Naivität des einzelnen ist es also



Bruno Hödl „Abendstimmung nach Gewitter“



Kurt Panitz „Briefpost“

zumindest in den europäischen Demokratien aus!

Die Bestätigung dafür fanden wir auch in der genannten Veranstaltung der Postgewerkschaft. Abgesehen davon, daß hier einige Kopien nach mehr oder weniger berühmten Gemälden ausgestellt waren, so übten sich die zu Wort kommenden Kollegen in den verschiedensten Stilrichtungen. Bernhard Böddeling, der 17jährige Postschaffner zur Ausbildung aus Düsseldorf, malte ein kultiviertes Stilleben, das nicht ohne die Errungenschaften eines Cézannes und seiner Nachfolger zu denken ist. Nicht etwa, daß hier der große französische Maler nachgeahmt worden wäre, aber die Art, wie die Wirklichkeit neu gesehen und gemalt wurde, gab es vor den Neoimpressionisten nicht. Auch die abstrakte Kunst, und zwar in ihrer geometrischen Richtung, ist vertreten (der technische Fernmeldeinspektor H. Fischer nennt seine Komposition „Taufwetter“), und der junge Postassistent Hinzmann versucht sich in einer elementaren Übung, wie sie heute auf jeder fortschrittlichen Schule gelehrt wird. Der Symbolismus expressionistischer bzw. surrealistischer Prägung taucht in den Ölgemälden des 16jährigen Fernmeldelehrlings Friedo Küper („Das Ziel“) und des Fernmeldeassistenten Dieter Doege („Freiheit?“) auf sowie in „Zeitlos - unendlich“ des 19jährigen Lehrlings Werner Scholz aus Hannover. Meistens sind die Ideen stärker als die malerische Ausführung. So geht der Spaziergang durch die europäische Kunstgeschichte weiter: zum gekonnten Naturalismus, wie ihn der Postangestellte W. Helber in seiner Studie und der Postfacharbeiter W. Reimann in seiner Blei-

stiftzeichnung (Hundebild) praktizieren, bis zum werkgerechten Linolschnitt des Hannoveraners Panitz, der im übrigen als einziger ein Motiv aus seinem Arbeitsbereich („Briefpost“) gestaltet. Breit ist der Impressionismus vertreten, der ein knappes Jahrhundert vorher in Paris seinen Anfang genommen hat; wir nennen die frischen Aquarelle des 24 Jahre alten Postassistenten Klepsch und des Berliner Klaus Herrmann und die Ölgemälde von Josef Prause („Bach zu Klebing im Winter“) und von Luck Knör („Vorfrühling“). Schließlich ist die „Walpurgisnacht“ des 24jährigen Herbert Fuhs als expressionistische Arbeit zu werten. Wie man aus diesen wenigen Beispielen ersieht - eine mannigfaltige Fülle von Kunststilen der letzten 100 Jahre!

Und das, was man bisher unter dem Stil der Sonntagsmaler verstand, das naive Abbilden, das naturalistische Addieren, das Schaffen einer neuen, idyllischen Welt? Das findet man in der Schau der Postgewerkschaft kaum. Am reinsten vielleicht beim Postangestellten Kurt Jänisch, bedingt in den Architektur- und Landschaftsbildern von Jakob Lay (Mannheim), Emil Wolf (Stuttgart), Viktor Schwittay (Lüdenscheid) und bei Richard Hannemann, dem Postbetriebswart a. D., deren Alter zwischen 59 und 70 liegt.

Die Ausstellung regt noch zu weiteren Fragen an! Läßt sich eine Trennungslinie zwischen Berufskünstlertum und Laienschaffen hinsichtlich der Qualität ziehen? Könnten nicht einige hier gezeigte Arbeiten ehrenvoll in einer Schau namhafter Künstler bestehen? Ich denke da an das ausgezeichnete Porträt des Fernmeldeassistenten Karl Langenstein, die

schwungvolle Kohlezeichnung und das expressive Ölgemälde der nur 20- bzw. 21jährigen in der Ausbildung befindlichen Norbert Bechteler und Harald Wegner und an das farblich stimmungsvolle Bild von Bruno Hödl. Und trotzdem: „... Nicht von den hohen Ansprüchen der Kunst ließen wir uns bei unserer Auswahl leiten, sondern von der Liebe zur Sache.“ Diese Worte des ersten Vorsitzenden der DPG, Carl Stenger, rücken diese und alle verwandten Veranstaltungen an den rechten Platz. Denn bei allen künstlerischen Stil- oder Qualitätsfragen, die zweifellos von Interesse sind, geht es beim Laienschaffen letzten Endes nicht um Spitzenleistungen, sondern um das Tun selbst, das den Ausgleich zur beruflichen Arbeit schaffen soll.

Der echte „Berufskünstler“ (schon dieser zweifelhafte Name deutet die Schwierigkeit des Problems an) besitzt nicht nur eine überdurchschnittliche Begabung, er hat sein Handwerk meistens auf Kunstschulen oder im Atelier eines Lehrers gelernt, und er benötigt Geduld und Zeit, viele Jahre, um gültige Werke

zu schaffen. Ja, er muß sich ganz seiner Kunst verschreiben!

Diese Voraussetzungen zusammen sind jenen, die nur am Feierabend ihrem „Hobby“ nachgehen, nicht eigen, möge auch dieses oder jenes Werk erstaunlich gut gelungen sein. Also keine Ausstellungen mehr, die Liebhabereien - oder gar Kitsch - zeigen? Doch! Denn sie geben allen, die ihr Wochenendphantasie- und lustlos vergeuden, Anregung - und Mut zum Tun. Die Aussteller selbst, die zwar am Malen oder Bildhauern ihre Freude haben, dennoch an einer künstlerischen Entwicklung interessiert sind, erhalten hier Vergleichsmöglichkeiten. Daß man als „Künstler“ entdeckt würde, erhoffe man sich lieber nicht. Mit einem solchen verführerischen Ziel sollte man die „Liebhabereien nach Dienstschluß“ lieber sein lassen. Ihr Wert liegt nämlich auf einer anderen Ebene.

Günther Ott

Grönländer zahlen keine Steuern

Von Oskar Peter Brandt

Bitte anschnallen und die Zigaretten löschen, in zehn Minuten landen wir in Søndre Strømfjord. 64 Passagiere blicken hinaus in die sternenklare Polarnacht. Unter uns liegt der Welt größte Insel, dehnen sich der Welt größte Eisfelder. Weder ein Baum noch ein Strauch, nicht die geringste Spur menschlicher Ansiedlungen. Bei Angmagalik, der Ostküste Grönlands, die wir vor zwei Stunden überflogen, betrat der norwegische Seefahrer Leif Erikson vor 1000 Jahren als erster Europäer grönländischen Boden.

Nun tauchen Lichter auf. Wild ist die Landschaft und unermeßlich weit. Dicht an die Bergwand gepreßt, damit die stürmischen Winde darüber hinwegstreichen können, liegt das nördlichste Hotel. Es wurde zum internationalen Treffpunkt. Die kürzesten Linien von Erdteil zu Erdteil verlaufen vielfach über Grönland – ein wichtiger Teil des Weltluftverkehrs führt daher über diese Insel.

Die Wirtschaft lebt vor allem von den Schätzen, die das Meer anbietet. Heilbutt und Dorsch werden gefangen. Die Dorschfischerei nahm in den letzten Jahren einen großen Aufschwung. Wälder gibt es nicht, und die Landwirtschaft ist auf die spärliche Schafzucht (rund 20000 Tiere) an einzelnen Stellen der geschützten Fjorde im südlichen Teil von Westgrönland angewiesen.

Bedeutender sind die Vorkommen an Mineralien. Bei Ivigtut in Südgrönland wird bereits seit 100 Jahren Kryolith gefördert. Es ist der einzige Ort der Erde, wo Kryolith in lohnenden Mengen auftritt, rund 80000 Tonnen jährlich ist die Ausbeute. Bei Mesters Vig in Nordgrönland wurde jetzt mit dem Abbau von Zink und Blei begonnen. Die Prospektoren sind davon überzeugt, daß es auf Grönland noch weitere abbaufähige Mineralien gibt.

Godthaab ist die kleinste Hauptstadt der Welt, aber Sitz eines Mittel- und Kurzwellensenders, der auch die letzten weit im Land verstreut und einsam liegenden Wohnungen erreicht. Das Finanzamt hat sehr wenig Arbeit – in Grönland brauchen keine Steuern gezahlt zu werden. Nur sogenannte Verbrauchssteuern, die auf geistigen Getränken, Tabak und verschiedenen Genußmitteln liegen, sind – indirekt – zu bezahlen. Mit diesen Einkünften wird die soziale Fürsorge, insbesondere die Alters-, Invaliden- und Waisenversorgung finanziert.

Die Gesundheitsfürsorge hingegen hat der dänische Staat übernommen. Ärztliche Hilfe, Arzneimittel und Krankenhausaufenthalte sind für die gesamte Bevölkerung unentgeltlich. 15 Krankenhäuser werden auf der Insel unterhalten. Glanzstück dieses Gesundheitswesens aber ist das Schiff „Misigösut“. Es fährt an der gesamten, mehrere tausend Kilometer langen Küste entlang und besucht all die hundert kleinen Ortschaften. Der Kampf gilt besonders der auf der Insel stark grassierenden Tbc. Sämtliche Bewohner Grönlands haben bereits vor dem Röntgenschirm gestanden. Jeder Mann, jede Frau und jedes Kind wurden eingehend untersucht. Um die Tuberkulose restlos zu bannen, hat man auch ein Programm zur Verbesserung der Wohnverhältnisse eingeleitet. Billige Darlehen, Staatszuschüsse und technische Hilfe beim Bau von Eigenheimen sollen jeder grönländischen Familie eine gute, moderne und gesunde Wohnung verschaffen.



Junge Grönländerinnen in ihrer farbenfrohen Tracht

Schon vor 200 Jahren wurden die ersten Schulen gebaut, seit 100 Jahren gibt es auf der Insel keinen Analphabeten mehr. Dänemark hat sich sehr des Unterrichtswesens angenommen. Die auf grönländischen Schulen bestandenen Examina gewähren dieselben Rechte wie die in Dänemark abgelegten. Aber auch durch Abend-schulen, Studienkreise und die Einrichtung von Bibliotheken selbst in der kleinsten Ortschaft wird sehr viel für die Volksbildung getan. Grönland wird zudem eine Heim-Volkshochschule erhalten, die in ihrem Lehrplan und ihrer Arbeitsweise die bewährten und berühmten dänischen Volkshochschulen zum Vorbild hat und auf die man deshalb große Erwartungen setzt.

Im zweiten großen Krieg legten die USA im Westen und Osten der Insel Flughäfen an, nach 1945 wurde Thule ein bedeutender militärischer Stützpunkt der westlichen Welt. Das am 27. April 1951 geschlossene dänisch-amerikanische Abkommen sieht die gemeinsame Verteidigung der Insel gegen etwaige Angriffe vor.

In Thule wurde die erste große Radarstation in Amerikas vorgeschobenem Warnsystem gegen einen Raketenangriff über die Arktis hinweg fertiggestellt. Die riesigen Schirme, deren Ausmaße den Dimensionen eines Fußballfeldes gleichen, können anfliegende Raketen bis zu einer Entfernung von 4800 Kilometer ausmachen.

Der eisfreie Küstensaum ist ein von gewaltigen Fjorden durchzogenes Gebirgsgebiet, das im Gunnbörns Fjeld, dem höchsten Punkt innerhalb des nördlichen Polarkreises, eine Höhe von 3700 Meter erreicht. Vom Inlandeis herabkommende Gletscher füllen an vielen Stellen die tiefen Fjorde mit Eisbergen. Diese großartigen Naturerscheinungen haben schwerlich irgendwo in der Welt ihresgleichen.

Grönland war bisher eine ziemlich unberührte Insel. Jetzt aber wurde auch sie für den Fremdenverkehr entdeckt. „Viele Gegenden“, stellen die ersten Besucher fest, „sind noch Natur im Urzustand. Der gehetzte Mensch unserer

Tage findet hier überall seine Ruhe. Auf Grönland stören weder Kraftwagenkolonnen auf Landstraßen noch quietschende Straßenbahnen.“ Grönlands Verkehrsminister ist sehr optimistisch. „Hier kann jeder sich seinen Urlaub gestalten, wie er mag. Unsere Insel ist so groß, so unberührt, steckt voller Schönheiten, ist so ruhig und gesund, daß sie ein Jungbrunnen für alle gejagten und gehetzten Menschen unserer Tage werden kann.“

Die Bande, die Grönland und Dänemark verbinden, können herzlicher gar nicht sein. Seit dem Jahre 1953 ist Grönland gleichberechtigter Bestandteil Dänemarks. Der dänische Ministerpräsident ist hier durch einen Landeshauptmann vertreten. Die 28000 Grönländer haben ihr eigenes Parlament, sie entsenden zwei Abgeordnete in das dänische Parlament.

Die Dänen haben ihre Aufgabe auf Grönland stets darin gesehen, der grönländischen Bevölkerung zu einem Lebensstandard zu verhelfen, der dem aller anderen Dänen entspricht. Sie haben die Eskimos wirtschaftlich und sozial entwickelt.

Von Hermann Kesten

Bücher sind wie Menschen. Kein Buch ist ganz ohne Interesse. Die meisten Menschen möchte man freilich nicht lesen, wenn sie Bücher wären.

Wer Spaß an Menschen hat, wird sich dann und dort in ein Buch verlieben, wie ein Junge in ein Mädchen, oder ein Mädchen in seinen Mann, vom ersten oder dritten Satz an, er wird sich verlieben, für 24 Stunden oder fürs Leben.

Wenn ich Buchhändler und Verleger im Haufen sehe, etwa auf der Frankfurter Buchmesse, frage ich sie sogleich: Liebt ihr auch die Bücher, oder handelt ihr nur damit?

Die meisten Buchhändler antworten keck, sie liebten die Bücher. Sie haben es leicht. Keiner ist imstande, alle Bücher zu lesen, mit denen er handelt. Da ziehen es manche vor, kein Buch zu lesen, um keines vorzuziehen.

Die Verleger dagegen sind in großer Verlegenheit. Es gibt vier Gruppen. Die einen, darunter zuweilen die Besten und Temperamentvollsten, lesen überhaupt keine Bücher. Sie „beriechen“ nur die Bücher und die Autoren, so waren zwei meiner Verleger, Gustav Kiepenheuer und Ernst Rowohlt.

Die zweite Gruppe, das sind jene, die sich und ihren Verlag ganz ernst nehmen, sie haben Gewissen und Verantwortung und lesen jedes Buch ihres Verlages mehrmals, wenn sie es annehmen, wenn sie es für den Druck vorbereiten und wenn es erschienen ist. Natürlich haben diese keine Zeit, viele Manuskripte oder gar andere Bücher zu lesen.

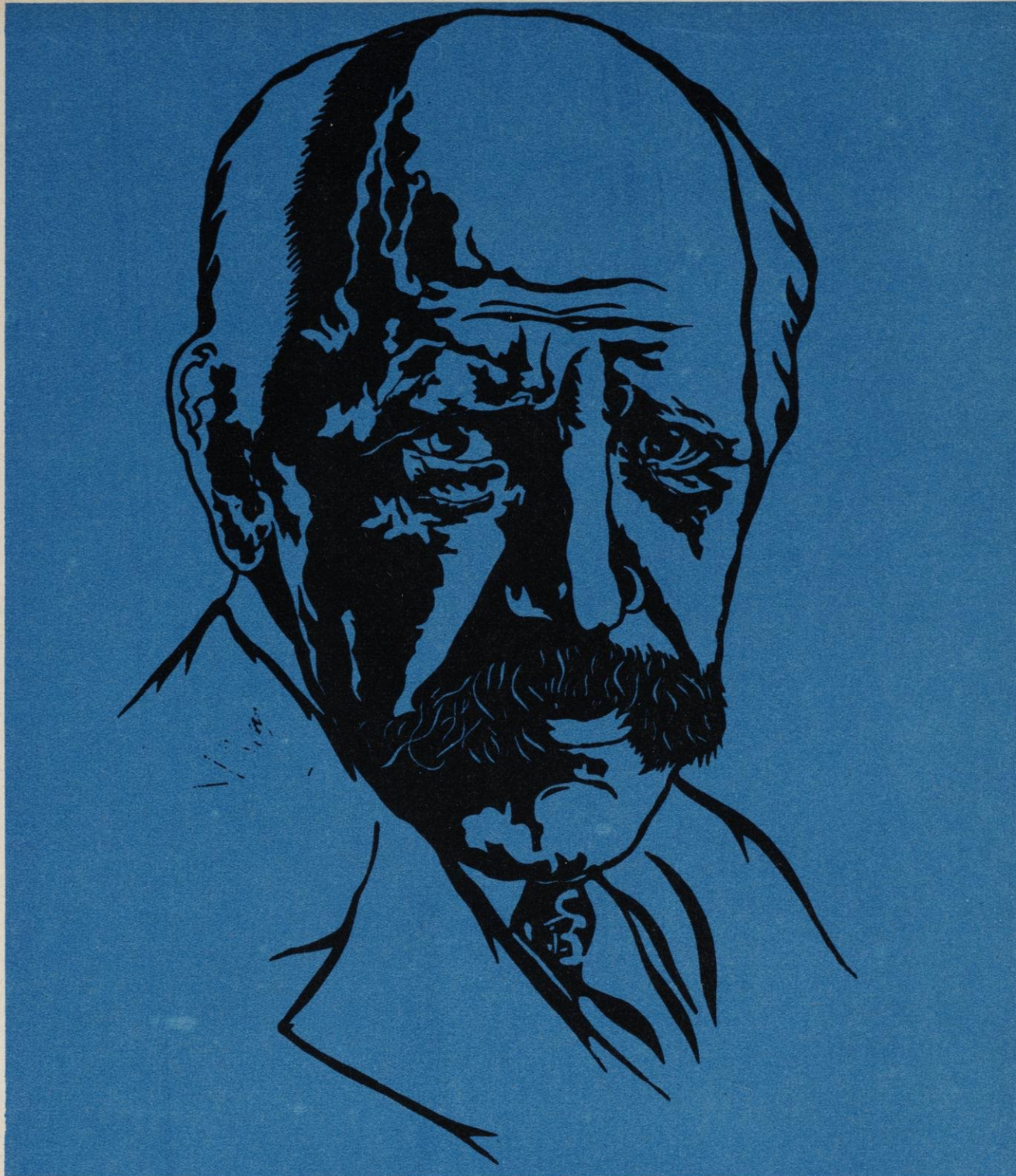
Die dritte Gruppe, das sind die Entdecker, sie lesen nur Manuskripte, diese kennen die meisten Bücher des eigenen Verlages nicht, noch jene anderer Verlage, denn wie wenige Bücher kommen aus den eingesandten Manuskripten. Sie kennen also in der Hauptsache die ewig ungedruckte Literatur, die Dilettanten, und hier und da noch einen Anfänger, den sie oder andere Verlage drucken.

Die vierte Gruppe, das sind die Verleger, die nur die Bestseller der anderen Verleger lesen. Sie sind am schlimmsten dran. Dauernd finden sie heraus, daß ihre Lektoren schon gar nichts taugen. Jeder zweite Bestseller war ihrem Verlag angeboten und wurde abgelehnt. Wären sie Könige, ließen sie jeden Monat am ersten Montag ihre Lektoren köpfen.

Zwischen Königen und Verlegern gibt es aber einen großen Unterschied. Die Könige haben ihre Vorleser, denen sie zuhören. Kein Verleger hört natürlich auf seinen Lektor. Die Lektoren lesen nur für sich und werden langsam aber sicher Literaturfeinde und beginnen selber zu schreiben. Da aber die Profession des Schreibens der einzige Stand ist, dessen Mitglieder keine Konkurrenz scheuen, ja wo die Konkurrenten die Waren der anderen rühmend und es für unfein gilt, die eigenen Waren anzuzeigen, werden auch die Lektoren auf diesem Umweg wieder zu Freunden der Bücher.

Da also die Autoren, die Verleger, die Lektoren und die Buchhändler die Bücher lieben, und da das Publikum seine Leidenschaft für Bücher offen bekundet, indem es sich davon trennt, was die meisten Menschen am liebsten haben, nämlich vom Geld, und Bücher kaufen, was ich ohne weiteres bezeugen kann, denn ich habe schon Menschen gesehen, die meine eigenen Bücher gekauft haben, sogar in ganz entlegenen Weltecken, wie in Hongkong, Montreal, im australischen oder südafrikanischen Busch oder in Frankfurt am Main, so fragt man ungeduldig, wer sind denn die Feinde der Bücher?
Die Tyrannen.

Es lebe die Freiheit!



Nansen - im Dienst der Menschlichkeit

Dieses Jahr feiern wir das Nansen-Jahr. Am 10. Oktober vor hundert Jahren wurde der große Forscher und Staatsmann Fridtjof Nansen geboren. Vor 31 Jahren ist er gestorben; ein Bericht über die 68 Jahre seines Lebens liest sich wie eine Saga aus seiner norwegischen Heimat.

Die UNESCO hat einen besonderen Anlaß, dieses Mannes zu gedenken. Einmal hat sie die Aufgabe, die großen Männer und Frauen, die für den Fortschritt der Menschheit Bedeutendes geleistet haben, als Vorbilder in allen Ländern der Erde bekannt zu machen und zu feiern, zum anderen ist Fridtjof Nansen einer der Männer, dem die internationalen Organisationen viel zu verdanken haben, weil sich hier ein namhafter Forscher und Wissenschaftler zu den internationalen Organisationen und ihren Aufgaben mutig bekannt hat.

Fridtjof Nansen war und bleibt weltberühmt, seit er im Jahre 1888 auf Schneeschuhen Grönland durchquerte; er erneuerte diesen Weltreichtum, als er mit seinem Schiff Fram einen kühnen Vorstoß in die Polarwelt des Nordens unternahm. Fram – das ist das norwegische Wort für „vorwärts“ – Fram war das Leitwort für Nansens Leben, nicht nur, wenn es galt, Expeditionen allen Naturgewalten zum Trotz zum Ziele zu führen, sondern dieses Leitwort

stand auch über den staatsmännischen und humanitären Unternehmungen dieses großen Norwegers.

Nach dem ersten Weltkrieg sah der Forscher, der eine Zeitlang Botschafter seines Landes in London gewesen war, seine Aufgabe in der Betreuung von Flüchtlingen. Hier galten seine Liebe und seine Fürsorge besonders dem armenischen Volke. Wäre Nansen nicht schon durch seine Entdeckungen bekannt geworden, dann wäre er es durch den Nansen-Paß geworden, mit dem heimatlos gewordenen Menschen ein Anrecht auf eine neue Existenz, auf eine neue Heimat vermittelt wurde.

Unvergessen ist die große Rede, mit der Nansen im Jahre 1921 die Welt aufforderte, eine große Hilfsaktion zugunsten der von Hungersnot bedrohten russischen Bevölkerung zu unternehmen. In weiten Gebieten der Erde hatte damals eine gute Ernte Absatzschwierigkeiten landwirtschaftlicher Produkte zur Folge gehabt. In Südamerika wurde Mais als Feuerungsmaterial verwendet. Schiffstonnage lag brach, so daß es ein Leichtes gewesen wäre, überschüssige Lebensmittel aus Amerika nach Rußland zu verfrachten. Der Völkerbund vertagte damals eine Entscheidung, und im Jahre darauf mußte Nansen berichten, daß inzwischen tatsächlich zwei Millionen Menschen dem Hunger erlegen waren.

Im Jahre 1922 erhielt Fridtjof Nansen den Friedensnobelpreis. Acht Jahre später starb er. In der Vollversammlung des Völkerbundes wurden ehrende Worte gesprochen. „Jede gute Sache fand seine Unterstützung“, so hieß es in einer Gedenkrede. Fridtjof Nansen ist ein Vorbild, ein Vorbild nicht allein für die wissenschaftliche Welt. Nansen fühlte sich für das, was auf der Welt geschah, mitverantwortlich; es widerstrebt ihm, dem Elend nur zuzusehen – er fühlte sich angetrieben, zu helfen, und so hat er auch seine ganze Arbeitskraft, wohl auch seine Gesundheit, in den Dienst der Menschlichkeit gestellt. Wenn Menschen dieser Wesensart auf der ganzen Welt gefeiert werden, und dazu ruft die UNESCO auf, dann wird ein bedeutender Beitrag zur Erziehung unserer Jugend geliefert.

Der große Norweger Nansen hat sich nicht nur um sein Volk, nicht nur um Wissenschaft und Forschung, er hat sich um die Menschheit verdient gemacht.

Walter Steigner

Eine kinderreiche Familie



Kurzgeschichte von Frances Ancker

Illustrationen: Eva Ohlow

Solange man sich überhaupt erinnern konnte, hatten die Flahertys in der Nähe der Donelons gewohnt. Zwischen ihren Häusern lag nur eine Straße, aber diese Straße war eine scharfe Trennungslinie. Sie trennte den besseren Teil der Stadt von dem anderen.

Die Flahertys lebten im anderen Teil. Sie waren acht in ihrer Familie, sechs Kinder und zwei Erwachsene. Und nach Ansicht Kevins – er war mit elf Jahren der älteste Junge der Flahertys – war das der ganze Grund für die Sorgen der Familie. Sie waren einfach zu viel. So oft wie möglich wies Kevin seinen Vater und seine Mutter, seine Schwestern und Brüder auf diesen Tatbestand hin, an dem sie, selbst wenn sie ihm zugestimmt hätten, doch nichts mehr ändern konnten. Sein Vater ärgerte sich darüber. „Wenn dieser Bursche erst alt genug zum Arbeiten ist“, sagte er, „werde ich ihn als Agitator zu den Gewerkschaften stecken. Er hat schon die ganze Familie mit seinen Reden rebellisch gemacht.“

Mrs. Flaherty goß Öl auf die Wogen. Kevin war trotz seiner Fehler ihr heimlicher Liebling. Sicher, er machte Schwierigkeiten; aber er war der hellste Junge in seiner Klasse. So versuchte sie, den Vermittler zwischen ihrem Mann und ihrem Ältesten zu spielen. Sie sagte: „Schließlich hat Kevin doch so unrecht nicht, John. Mitglied einer großen Familie zu sein, heißt auf vieles verzichten. Und Kevin sieht doch, daß die Jungens aus kleineren Familien auf nicht so viel zu verzichten brauchen.“ Das Selbstmitleid war bei diesen Worten aus jeder Pore von Kevins sommersprossigem Gesicht zu lesen. „Aber das ist es ja gar nicht“, wandte der Vater ein. „Er hetzt die anderen auf. Sie waren bisher ganz zufrieden mit zwei Paar Rollschuhen. Aber nein, Kevin hat gesehen, daß bei Donelons jeder ein Paar Rollschuhe hat und daß sie sogar noch eins über haben,

das in der Garage verrostet. Und ich habe gehört, daß sie ihre Eltern mit nichts anderem löchern als mit dem Wunsch nach neuen Rollschuhen. Das kann einen doch wahnsinnig machen.“ „Du warst doch auch mal jung“, sagte Mrs. Flaherty. „Du hast dir auch mal Rollschuhe oder so was Ähnliches gewünscht.“ „Aber ich hab nicht so herumgewinselt“, fauchte der alte Flaherty. „Und ich kam aus einer noch größeren Familie als er. Und weniger Geld hatten wir auch.“ Mrs. Flaherty war nicht so ärgerlich wie ihr Mann. Ganz im Innersten ihres Herzens war sie stolz auf den Ehrgeiz des Jungen. Was hatte denn Henry Ford vorangetrieben? Was Thomas Edison? Was John Rockefeller? Der Wunsch, es besser zu haben. So sah jedenfalls Mrs. Flaherty die Sache.

Aber all das geschah, bevor die Donelons ihren Swimmingpool im Garten hatten.

Es begann so plötzlich wie ein Donnerschlag. Kevin kam aus der Schule mit allen Anzeichen von mehr als seiner gewöhnlichen Unzufriedenheit. „Was ist los?“ fragte Mrs. Flaherty. „Kommst du mit deinem Taschengeld nicht aus?“

„Nein“, sagte Kevin brummig. „Das ist es nicht. Ich komm' wohl längs diesen Monat.“

„Was denn“, fragte Mrs. Flaherty. „Was ärgert meinen großen Jungen?“ Sein Haar war genau so feuerrot wie das seines Vaters, seine Augen waren blau und anklagend. „Nur eins“, sagte er klagend, „solange ich mich erinnern kann, hat es in unserer Familie zu viel Kinder gegeben. Immer braucht irgend jemand irgend etwas, wenn ich auch gerade etwas brauche. Wir werden es nie zu etwas bringen. Die Familie ist zu groß.“

Wie um Kevins Worte zu bestätigen, begann oben im Schlafzimmer das Baby zu heulen. Mrs. Flaherty ging hinauf. Sie kam mit dem süßen rosa Bündel, das sich gegen ihre Schulter lehnte, zurück. Sie liebte Babys. Sie konnte nicht genug davon haben. Kaum war das eine ausgewachsen, verlangte es sie sofort nach einem neuen, süßen rosa Bündel.

„Hör zu, Kevin“, sagte sie in einem Anfall von Festigkeit. „Du bist ein großer Junge, und ich möchte, daß du einmal etwas wirst. Deine Schwestern und Brüder haben ebenso sehr das Recht, auf der Welt zu sein, wie du. Es ist nicht gut, wenn du darüber jammerst.“ Kevin reckte sich zu seiner vollen Höhe von ein Meter und fünfzig auf. „Weißt du, was die Donelon-Kinder kriegen?“ fragte er bitter.

„Nein“, sagte die Mutter, die das Baby glücklich an sich drückte. „Ich weiß es nicht, Kevin. Und es ist mir auch ganz egal. Wenn du meine Meinung wissen willst, die Jungens von Donelons sind so langweilig, daß ich sie nicht geschenkt nehmen würde, selbst wenn sie mit Diamanten verziert wären.“

„Ja“, sagte Kevin bitter. „Sie kriegen einen Swimmingpool. Ganz allein für sich im Garten. Mit einem Sprungbrett. Beide Jungens können jetzt trainieren und an der Olympiade teilnehmen.“

„Wenn sie ihre Manieren nicht ändern“, erwiderte Mrs. Flaherty, „werden sie nicht mal mit Fröschen um die Wette schwimmen dürfen. Und was ihren Vater angeht, der sollte auch lieber das Herumreisen und Angeben lassen und auf seine Söhne aufpassen. Und“, konnte sich Mrs. Flaherty nicht enthalten, „das gilt für ihre Mutter auch.“

Dennoch, der Swimmingpool in Donelons Garten begann auf subtile Weise das Leben

der Flahertys zu verändern. Es war kein gewöhnliches Schwimmbecken, es war heizbar, so daß man es das ganze Jahr benutzen konnte. Farbige Lampen waren über dem Wasser angebracht. Die Donelon-Jungens wurden mit Taucherausrüstungen, angefangen von Masken bis zu Schwimmflossen, ausgerüstet. Das häusliche Leben der Flahertys wurde nachgerade unerträglich. Von Kevin angefangen bis hinunter zum vorletzten kleinen Flaherty war die Unzufriedenheit so groß, daß es schon an Meuterei grenzte. Donelons waren die „Haben-den“. Flahertys waren die „Haben-nichtse“. Der Unterschied lag in der Zahl. Für jeden der Flahertys stand es ganz außer Frage, daß eines oder zwei seiner Geschwister überflüssig waren und einfach einen Luxus darstellten, den man sich nicht leisten konnte. Und dann klingelten eines Tages auch noch die Donelons an der Tür. Ihre Taucher-Ausrüstung war gekommen, und sie wollten sie vorzeigen. Mit grünen Schwimmflossen an den Füßen und einer Gummimaske vor dem Gesicht marschierten sie ins Zimmer.

Kevin wurde blaß vor Neid. Der alte Flaherty knurrte. „Was macht denn euer Swimmingpool?“ fragte er grimmig, ohne die Zigarre aus dem Mund zu nehmen. „Wie ich hörte, macht der Beton euerm Vater einige Schwierigkeiten.“

Mike, der kleinere Donelon, antwortete: „Wir haben beschlossen, den Beton rauszuschmeißen und Kunststoffplatten zu nehmen. Das ist moderner.“

Bill, der ältere, fügte hinzu: „Es kostet natürlich 'ne Kleinigkeit, den Beton zu entfernen. Aber auf lange Sicht lohnt es sich.“ Flaherty sprang auf und warf dabei seinen Aschbecher um. „Findet ihr nicht, daß ihr etwas Besseres zu tun hättet, als den ganzen Abend mit euern Froschfüßen hier herumzumarschieren?“



Der alte Herr

Von Kurt Tucholsky



Der ältere Donelon warf ihm einen überlegenen Blick zu. „Vater und Mutter sind übers Wochenende nach New York geflogen. Unser Babysitter sagt, wir dürften hier mal herkommen und 'ne Stunde bleiben. Wir dachten, Kevin würde sich für unsere Taucherausrüstung interessieren.“

Flaherty verließ das Zimmer.

Während der Arbeit am nächsten Tag versuchte er energisch, sich die ganze Sache aus dem Kopf zu schlagen. Aber als alle Kollegen das Büro verlassen hatten und nur er allein zurückgeblieben war, rief Flaherty zwei Baufirmen an, die sich auf Swimmingpools spezialisiert hatten.

„Die kleinste Ausführung“, sagte er und kam sich zugleich töricht vor, denn wie sollte er sechs Kinder und ihre Freunde dazu in einem winzigen Becken unterbringen. „Was würde das kosten bei kleiner Anzahlung und monatlichen Raten?“

Schwitzend hängte er den Hörer ein. Sie waren alle sehr freundlich gewesen, die Schwimmbeckenbauer. Vernünftig, liebenswürdig und gern bereit, günstige Zahlungsbedingungen zu gewähren. Aber selbst solche Bedingungen waren für einen Vater von sechs Kindern wie Flaherty jenseits des Möglichen. Vielleicht hatte der Junge recht. Vielleicht waren sechs Kinder zuviel. Bisher hatte sich Flaherty darüber nie Gedanken gemacht. Vielleicht mußte erst der eigene Sohn einen auf die Fehler aufmerksam machen, die man in seinem Leben begangen hatte.

Deprimiert stieg er in sein Auto und fuhr nach Hause. Er sah keinen Silberstreifen am Horizont. Denn trotz der vielen Steuernachlässe war allein die Rechnung des Lebensmittel-

händlers täglich so hoch wie der Auslandshilfekredit der USA. Und es gab schon viel Gerede in der Familie darüber, was werden würde, wenn das jüngste Baby groß und es so schön sein würde, noch eins zu haben. Unbehaglich dachte Flaherty daran, daß er und sein Sohn mit den Jahren immer mehr auseinander kommen würden, weil Kevin ein Schwimmbecken haben wollte und der Vater es sich nicht leisten konnte. Der Gedanke beschäftigte ihn so, daß er Kevin übersah, der neben der Garage stand, als er heimkam. Doch als er aus dem Auto stieg, bemerkte Flaherty eine Veränderung im Benehmen des Jungen. Er schien wirklich besorgt. „Wie war es heute im Büro, Paps?“ fragte Kevin. Flaherty holte Luft. „Warum bist du denn nicht bei den Donelons?“ fragte er aggressiv. „Ich dachte, du bist so begeistert von ihnen und ihrem Zehn-Meter-Becken.“

„Die Donelons sind hier“, sagte Kevin. Er sah seinen Vater nicht an. „Sie sind eingezogen bei uns. Mama hat das arrangiert, während du heute im Büro warst.“

„Was sind sie?“ bellte der Vater. „Was hat Mama getan?“

In diesem Augenblick erschien Mrs. Flaherty mit ihrem Baby auf dem Arm und streichelte ihren Mann. „Also John“, sagte sie, „bevor du loslegst, laß mich erklären. Es ist nur vorübergehend. Sie haben eine Reise nach Südamerika unternommen, die Donelons, meine ich. Und niemand ist da, der auf die Jungens aufpaßt, mit Ausnahme des Babysitters, der aber immer abhaut. Mrs. Donelon hat mich gefragt, ob wir sie nicht aufnehmen könnten, bis sie zurückkommt...“

Flaherty stand wie angewurzelt, für einen Augenblick völlig sprachlos. Dann sagte er,

und er brachte die Worte kaum heraus: „Du, du meinst – daß wir – jetzt – acht Kinder haben?“

„John“, sagte Mrs. Flaherty, „was sollte ich tun? Sollte ich sie allein und in dem Schwimmbecken ertrinken lassen? Auf diese Weise haben die Jungens wenigstens ein Heim, während die Eltern weg sind. Und es kostet uns keinen Pfennig, denn Mrs. Donelon hat uns ein mehr als großzügiges Kostgeld hiergelassen.“ „Also gut“, gab Flaherty zu. „Aber sie müssen sich anständig benehmen, während sie hier sind. Diese arroganten Manieren will ich nicht sehen, solange sie unter meinem Dach sind.“ Es war komisch, die Donelon-Jungens trugen ihre Nase keineswegs hoch. Sie waren geradezu mitleidheischend schüchtern und höflich. Sie schienen sehr froh, daß sie bloß dableiben durften.

Eines Abends, als Kevin seinem Vater beim Rasensprengen half, sagte er: „Das Schwimmbecken der Donelons ist morgen fertig, Paps. Aber Mike und Bill interessieren sich nicht mehr dafür. Ihr Vater ist ja die meiste Zeit nicht da. Ich glaube, sie haben überhaupt keinen Vater.“ Und wie entschuldigend fügte er hinzu: „Ich glaub', es ist besser, eine eigene Familie und keinen Swimmingpool zu haben. Die Donelons tun mir leid – so ohne Vater und Mutter.“

Flaherty wollte sagen: „Mir tut es leid, daß wir sie auf dem Hals haben“, aber er konnte es nicht. Er grinste bloß und gab Kevin einen freundschaftlichen Klaps. Schließlich, war es denn ein großer Unterschied, zwei Kinder mehr zu haben? Es war alles ein bißchen lebhafter. Und wenn man Mrs. Flaherty glauben durfte, würden sie bald neun sein. Flaherty war froh, daß Kevin das in Ordnung fand. Die Donelons hatten sich als große Hilfe erwiesen.

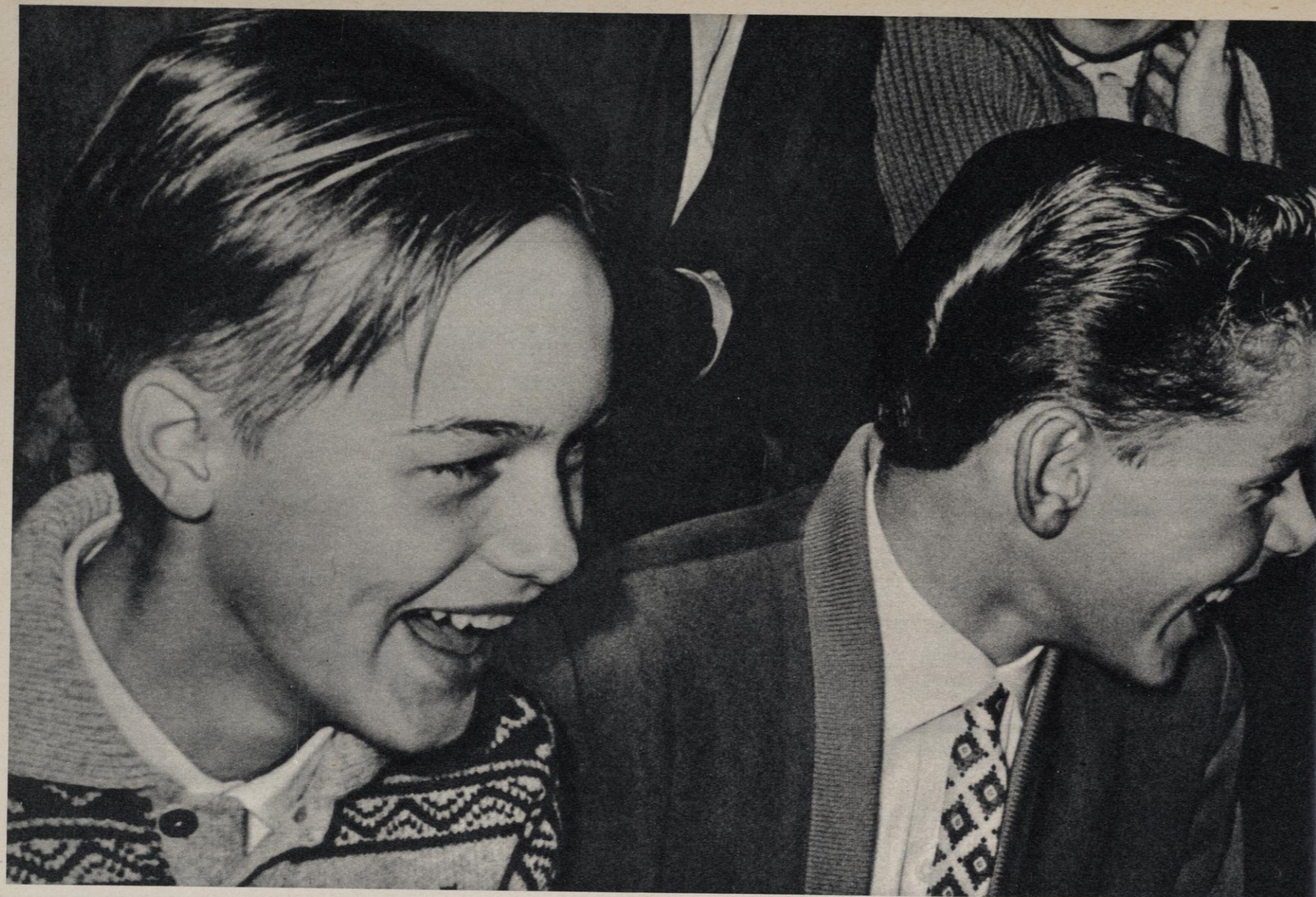
Werden wir eigentlich auch mal so? Der alte Herr schlurft seelisch, mit den Beinen geht es noch ganz gut, er denkt nur in Filzpantoffeln. Seine Lebensarbeit hat er geleistet, sein Bestes gesagt, sein Schönstes gewirkt – er könnte nun abtreten. Er könnte nach Hause gehen, um seinen Kohl zu bauen – weise lächelnd den Weltenlauf betrachten und uns andre mit seiner überlegenen Güte beschämen. Er könnte auch noch in hohem Alter wirken, noch einmal blühen, – das mag vorkommen. Er könnte ab und zu ein Wort sagen über den Lauf der Welt, ein Wort, in dem so vieles rauschte, wenn man es ans Ohr hielt, wie in einer Muschel... Es ist ein alter Herr.

Aber welche Agilität? Der Motor läuft falsch, seine tote Last ist viel zu hoch – drei Viertel der Tagesarbeit des alten Herrn gehen damit hin, die jüngern Leute daran zu hindern, auch nun ihrerseits nachzurücken. Ah – nichts davon. Das macht er alles noch allein! Ich habe es so lange gut gekonnt – ich werde es auch weiterhin machen! Die kleinen flinken Augen gehen rings im Kreise, ist da jemand –? Hier hat niemand zu sein! Wie eine dicke Henne auf Küken und Eiern, so sitzt der alte Herr auf seinem Werk, das er eifersüchtig gegen frische Luft bewahrt und bewacht. Immer die Hosen voll Furcht, er könnte eines Tages abgesetzt werden, immer die finstere Vision des Endes vor Augen, gestachelte vielleicht von der ehrgeizigen Frau, paßt er mächtig auf.

Beileibe nicht auf das, was er zu tun hat – sondern auf die andern, die seins nicht tun sollen. Seinen Kram erledigt er, wie vor dreißig Jahren – in alter Frische. Die Jüngern beißt er weg – „Ist der und der etwa gefährlich?“ – in alter Frische. Welche Kraft? Welche irregeleitete und verkehrt angewendete Arbeit! Und keiner sagt: Du bist zu alt, alter Junge – geh ab! Du ähnelst dem Professor, dessen Frau sagte: „Ich weiß nicht – mein Mann liest jetzt ein Kolleg, in das geht kein Mensch hinein. Und früher war es so voll! Und es ist doch noch genau dasselbe Kolleg wie vor dreißig Jahren.“ Keiner sagt's. „Wissen Sie – man kann doch nicht – es ist ein alter Mann...“ Eben deswegen. Wie zäh das klebt! Wie eigensinnig das ist, wie unangenehm ehrsüchtig, wie eitel, wie verbohrt, wie hartnäckig! Es muß doch schwer sein, zur richtigen Zeit abzutreten. Ob wir auch einmal so werden –?

„Sagen Sie mal... Schönes Wetter heute!... Sagen Sie mal... hm... Was Sie da in der ‚Weltbühne‘ über den ‚alten Herrn‘ geschrieben haben: Haben Sie da an einen Bestimmten gedacht?“ An einen Bestimmten? Nein. An zwei. Ich kenne zwei, die so sind – einen in der Politik, einen in der Literatur. Ich habe sie ein bißchen übereinander fotografiert, und nun ist der Typus herausgekommen. „Und... entschuldigen Sie... können Sie mir die Namen verraten?“ Beide Herren werden den kleinen Aufsatz lesen und werden sagen: Wahrhaftig – solche alten Knacker gibt's noch. Da hat er ganz recht. Wir Jungen... „Na ja – aber die Namen! Ich meine, wer ist das?“ Die Namen? Wirklich prachtvolles Wetter heute!





Das Lachen soll nicht aus der Welt kommen!

Resi und Chris

Zu einem Werbeabend der IG Metall

Die große Aula der Ricarda-Huch-Schule in Hagen war bis auf den letzten Platz mit jungen Menschen gefüllt, die einer Einladung der IG Metall zur Jugendrevue „Heiße Eisen – Helle Köpfe“ gefolgt waren. Berlins Neue Bühne bestritt das teils heitere, teils besinnliche Programm mit Künstlern von Fernsehen, Funk und Kabarett. Und da es Berliner Künstler waren, war es nicht verwunderlich, daß sie angesichts der bedrängten Lage dieser Stadt auch von ihr sprachen und sangen. Klar, daß auch die Fragen der jungen Metallarbeiter in Betrieb und Gesellschaft angesprochen wurden, klar, daß mit Kritik am Verhalten von Regierung und Unternehmern nicht gespart wurde. Dora Dorette sang Chansons, am eindringlichsten „Mutters Hände“ von Tucholsky. Dazwischen immer wieder heiße Musik und der schier unerschöpfliche Witz des Ansagers Werner Schöne. Günther Neumann wurde immer und immer wieder auf die Bühne gerufen. Alexis erntete den meisten Beifall. Resi und Chris kamen aber auch in Beifallsstürme.

Ein schöner und gelungener Abend, wenn auch bisweilen das Programm für die ganz jungen Menschen etwas zu hoch war. Aber das muß wohl in Kauf genommen werden, denn das Auffassungsvermögen zwischen vierzehn und zwanzig Jahren ist natürlicherweise verschieden. Gelacht haben – unsere Bilder zeigen es – die jüngsten Metallarbeiter herzlich. Sie waren dankbar für einen Abend, den viele in dieser Form zum erstenmal erlebten. Und es war auch für den Journalisten ein schöner Anblick, zu sehen, wie sie dem Programm folgten.

Eine kleine Weile besinnlich, dann sich vor Lachen biegend, die Hände immer bereit zum Beifall. Dankbares Publikum. Die Künstler merkten es – und so waren tausende junger Menschen und eine Handvoll Künstler an diesem Abend in Hagen eine frohe Gemeinschaft. Und da dieses Programm in vielen Städten unserer Bundesrepublik abläuft, erreichen die Jugendfunktionäre der IG Metall, was sie vorgenommen haben, nämlich Sympathie für die Gewerkschaften zu wecken.

Der Oktober war bisher in jedem Jahr der Werbemonat der jungen Metallarbeiter. Im vorigen Jahr warben sie im Oktober fast 13000 junge Mitglieder für die IG Metall. Aber nunmehr beschränken sie sich nicht mehr auf einen Monat. Für viele Monate haben sie ihre Pläne gemacht, um in der Öffentlichkeit Sympathien für die Gewerkschaftsjugend zu wecken und möglichst alle jungen Metallarbeiter in die IG Metall zu bringen.

Eigentlich sollte die Öffentlichkeit ihnen dabei helfen, denn es ist doch eine gute Sache, wenn man dafür sorgen will, daß der junge Mensch in seinem Beruf gut ausgebildet wird, daß er anständig entlohnt, daß er ausreichende Ferien bekommt, daß seine Arbeitszeit nicht zu lang ist, daß er in den Gruppen der Gewerkschaftsjugend eingeführt wird in Politik, Geschichte, Literatur und Kunst, zu einem friedlichen und solidarischen Menschen gebildet wird. Das ist doch eine gute, das ist doch eine schöne Sache.

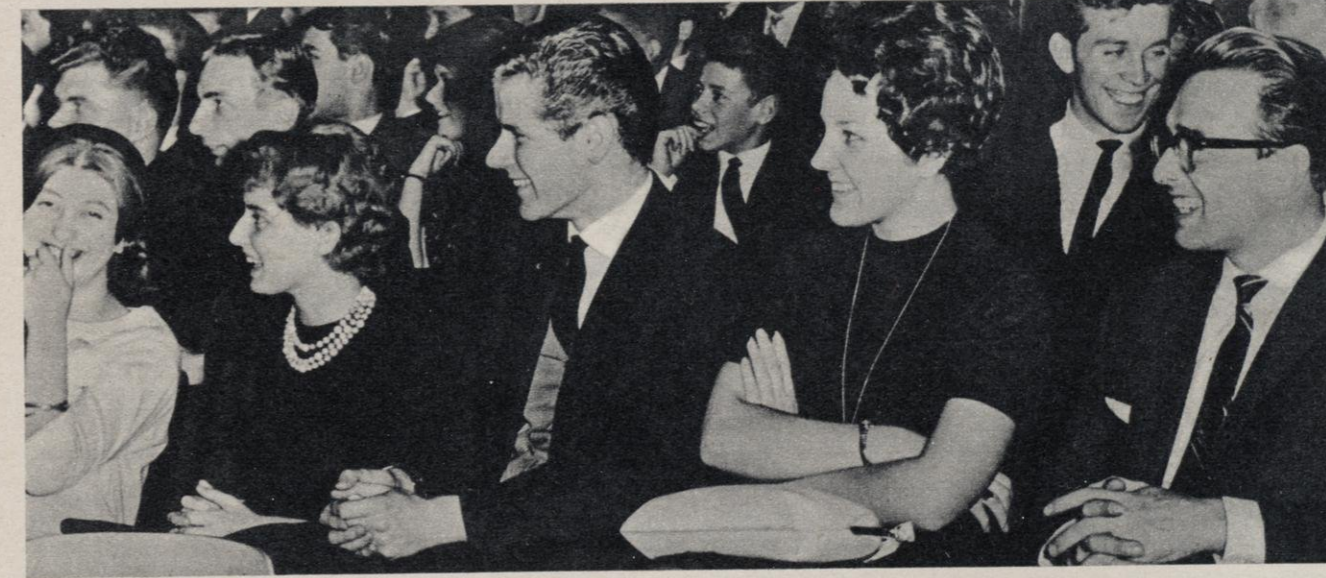
Hadobu



Alexis



Dora Dorette



Fotos: Udo Hoffmann



Werner Schöne und Günther Neumann

Mädchenhandel 1961

Seelenverkäufer beliefern den Sex-Markt / Die große Lücke im Gesetz / Teenager verschwinden spurlos / Vierzehnjährige als Anmierdamen / Eine neue Form der Ausbeutung / Steht der Jugendschutz nur auf dem Papier?

Deutschlands ärmstes Kind heißt Waltraud Baur. Der Vater tot, die Mutter eingesperrt, seit Jahren mißbraucht, hoch in Hoffnung – so dümmert die Fünfzehnjährige in einem Augsburger Erziehungsheim einer jammervollen Zukunft entgegen. Das Mädchen mit den traurig-wissenden Augen unter dem strähnigen Haar, ausgeschlossen von jedem Besuch, ist das jüngste und bedauernswerteste Opfer jenes Callgirl-Skandals, der unlängst in München die Öffentlichkeit erregte.

Es schien kaum glaubhaft, daß die eigene Mutter ihr Fleisch und Blut verkauft und das Mädchen bereits als Dreizehnjährige an Kuppelalons vermietet hatte, woebenso gewissenlose wie zahlungskräftige Kavaliere aus der sogenannten Gesellschaft Kinder und Jugendliche zu Dutzenden vorgeführt bekamen. Inzwischen haben neue Prozesse enthüllt, daß offenbar in jeder Großstadt der Bundesrepublik Callgirl-Zentralen bestehen und daß vor allem die Vermittlung ganz junger Mädchen von gewissen Wirtschaftswunderleuten mit Höchstsätzen honoriert wird.

Auch der Fall der seelenmörderischen Mutter in München steht längst nicht mehr allein. Das Landgericht Kempten schickte eine Frau ins Zuchthaus, die ihre 14- und 16jährigen Töchter regelmäßig verkuppelte. Mit Gefängnis wurde in Schongau eine Angeklagte bestraft, die ihr schulpflichtiges Kind zur Handelsware gemacht hatte.

Doch schlimmer noch als die Erfahrung, wie tief Frauen sinken können, ist die Erkenntnis, daß es eine große Zahl hochangesehener Bürger gibt, die ein Doppelleben führen. Männer, die als große Geschäftsleute, Juristen und Künstler glänzen, während sie sich insgeheim von den Managerinnen der industrialisierten Liebe geschändete Kinder und verführte Jugendliche zutreiben lassen!

In München vernahm die Polizei nahezu 500 Geschäftsleute, um jenem Gewissenlosen auf die Spur zu kommen, der als erster zu der entmenschten Mutter gesagt hatte: „Was kostet das Kind? 1000 Mark ist es mir wert, wenn Sie es mir eine Stunde überlassen!“ Er war nicht zu fassen. Zahlreiche andere sexuelle Ausbeuter jugendlicher Opfer aber konnten ermittelt werden.

Doch nur jene werden vor Gericht gestellt, die wußten, daß sie noch nicht Vierzehnjährige vor sich hatten. Viele andere, die sich an einer langen Reihe Schul- und Lehrlingmädchen vergingen, haben nichts zu befürchten. Der Münchner Prozeß enthüllte die Schande, daß der Mißbrauch junger Menschen durch zahlungsfähige Käufer weitestgehend straflos bleibt. Das Gesetz schützt nach dem 14. Lebensjahr nur noch die jugendliche Unschuld. Den vernommenen Männern aber konnte niemand widerlegen, die mißbrauchten Mädchen seien bereits von anderen verführt gewesen.

Es bleibt unverständlich, daß der Gesetzgeber bis heute nichts unternahm, um diese Lücke im Gesetz zu schließen. Während das Verkupeeln Minderjähriger mit Gefängnis und Zuchthaus bedroht wird, gehen die Nutznießer derart abscheulicher Verbrechen an der Jugend immer noch straffrei aus!



Eric Ohlow 61

Die ewige Verlockung

Die Verlockungen der Manager-Gesellschaft machen jedem Teenager weis, daß ein Glück ohne Arbeit und Mühe winke, wenn man nur einigermaßen gut gewachsen sei und von seiner Schönheit den rechten Gebrauch mache.

Darf man da die jungen Menschen anklagen, wenn sie der systematischen Versuchung nachgeben? Nicht weniger als rund 1100 Jugendliche, die Mehrzahl davon Mädchen, wurden innerhalb zwölf Monaten in München als ausgerissen gemeldet. Und das ist nur das Beispiel einer Stadt, der andere keineswegs nachstehen!

Viel zu spät bereitet man jetzt im Bundesverkehrsministerium ein Gesetz gegen den Mißbrauch per Anhalter reisender Jugendlicher vor. Teste haben erwiesen, daß von drei alleinreisenden Autofahrern mindestens einer bereit ist, eine junge Ausreißerin mitzunehmen. Nur entgegenkommend muß sie sein und sich nicht zieren, den Fahrpreis „Liebe“ zu entnehmen!

Was tun wir dagegen? Zu wenig! Wie helfen wir verzweifelten Eltern, die befürchten müssen, daß ihr abgängiges Mädels zugrunde gerichtet wird, wenn es nicht schnell gefunden wird? Mit überkommenen Methoden, die längst nicht mehr ausreichen!

Denn was nutzen die Vermißanzeigen und die Festhalteersuchen, welche über die Fernschreiber ticken, wenn es der Polizei allenthalben unmöglich ist, sich systematisch um die Gefährdeten zu kümmern?

Wie wenig bei den Gelegenheitsrazzien herauskommt und wie spurlos junge Menschen bei uns verschwinden können, um als Nachwuchs für den Sex-Markt angeheuert zu werden, beweisen zwei Beispiele, die wir der beschämenden Fülle entnehmen.

Unglaublich!

Da ist Irmgard G., 14jährig und kaufmännischer Lehrling in S., einer süddeutschen Kleinstadt.

Sie ist ein wenig zu oft ins Kino gegangen. Illustrierten-Serien taten ein übriges. So kommt es, daß Irmgards unkritische Vorstellungen vom Leben mit ihrem Alltag hinter dem Ladentisch kollidieren.

Eine Geburtstagsfeier bei der Freundin gibt den Anstoß zur Flucht aus dem Elternhaus. Hilfeheischend eilen die bestürzten Eltern zur Polizei. Dort füllt man den für solche Zwecke bereitgehaltenen Fragebogen aus und verspricht, alles zu tun, um das Mädels vor dem Abgrund zu bewahren, an dem es angelangt ist.

Doch Tag um Tag, Woche um Woche und schließlich Monat um Monat vergehen. Längst sind die Eltern, die kaum noch hoffen, ihr Kind lebend wiederzusehen, am Ende ihrer Kraft. Viele schlaflose Nächte haben ihre Nerven zerrüttet.

Interpol wird eingeschaltet und dem Vater mitgeteilt, daß er erhebliche Kosten für das Fahndungsersuchen zu übernehmen habe. Doch der umfangreiche amtliche Apparat erzielt kein Ergebnis. Ein Vierteljahr vergeht und die Polizei hat nicht die geringste Spur des Kindes gefunden, von dem man annehmen muß, daß es einem Verbrechen zum Opfer gefallen ist.

Da endlich wird Irmgard in einem Garmischer Café von einer Schulkameradin entdeckt. Es stellt sich heraus, daß das Mädchen, das ohne Ausweis, ohne Geld und ohne Garderobefortlauf, seit Monaten als Tischdame und Barfrau in den Nachtlokalen oberbayerischer Fremdenorte tätig sein konnte.

Ohne Papiere! Eine Vierzehnjährige! Unentwickelt und dem Unternehmer wie seinen Gästen auf den ersten Blick als Minderjährige erkennbar!

Gewissenlose Unternehmer

In München fahndete man nicht weniger als anderthalb Jahre nach zwei Fünfzehnjährigen. Die Freundinnen aus der Berufsschule verschwanden so grundlos wie Tausende Altersgefährtinnen. Es gab kaum noch Hoffnung. „Wenn kein Verbrechen verübt wurde, bleibt nur, daß sie als Tänzerinnen im Orient sind“, sagte die Polizei.

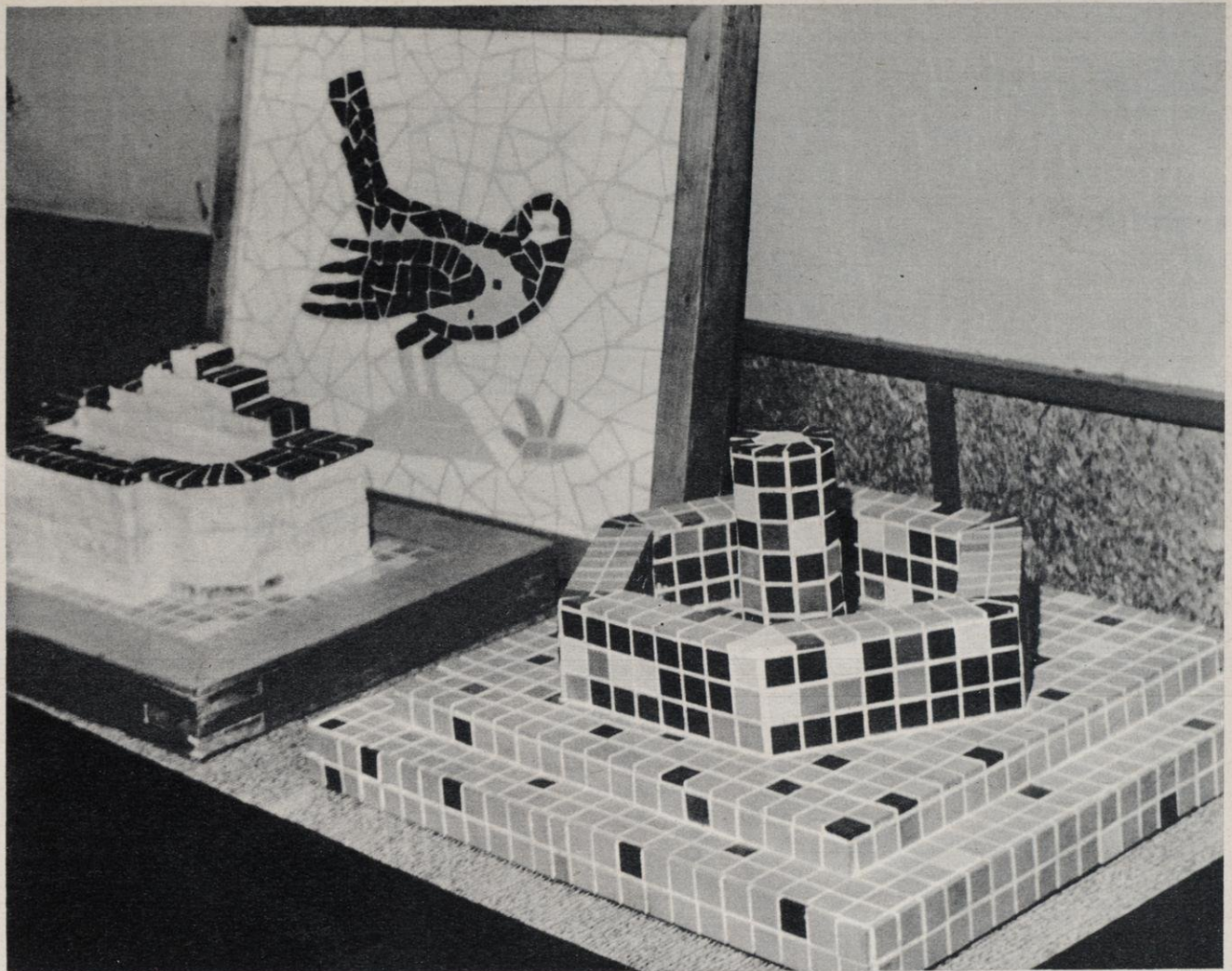
In der Tat: sie tanzten. Aber nicht in Kairo oder Alexandrien, sondern in einer bundesdeutschen Hafenstadt! Und nicht der polizeiliche Fahndungsapparat, sondern die Aufmerksamkeit einer Hausfrau brachte den leidgeprüften Eltern die Kinder zurück!

Nach einer Ferienreise an die Wasserkante erschien die Frau, die sich an die veröffentlichten Bilder der Vermißten erinnerte, im Münchner Polizeipräsidium, um den erstaunten Beamten den Prospekt eines Nachtlokals vorzulegen, das sie besucht hatte. Beide Mädchen, deren Steckbrief jeder Polizeistation vorlag, prangten darauf in Großaufnahme.

Sexuelle Ausbeuter hatten die Töchter achtbarer Familien zu Objekten des Striptease-Gewerbes gemacht. Und nun endlich wurde das Nachtlokal und sein Personal so eingehend kontrolliert, wie es längst notwendig gewesen wäre. Die Vernehmungen ergaben, daß der gewissenlose Unternehmer beide Mädchen unter falschem Namen, jedoch ohne Papiere, bedenkenlos in seiner Nacht- und Nacktbar angestellt hatte!

Ist es die Jugend nicht wert, daß der anrüchige Teil des Vergnügungsgewerbes laufend, systematisch und nach strengsten Maßstäben überwacht wird? Soll der skandalöse Sex-Markt mit Kindern weiter florieren? W.

Wer mehr kann, hat's besser



Das heute wieder so modern gewordene Mosaik hat eine ganze Reihe von Lehrlingen zu Freizeitarbeiten angeregt, von denen einige sehr gut gelungene Stücke hier ausgestellt sind.

Beruf und Freizeit müssen sich ergänzen

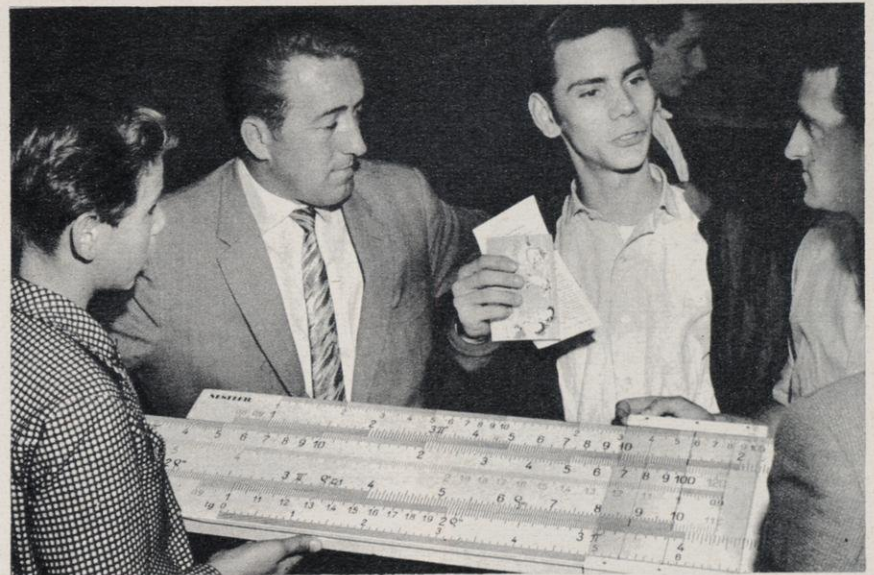
Freiheit und sozialer Aufstieg sind eng mit unserer Arbeit und unserer freien Zeit verbunden. Beruf und Freizeit stehen einander keineswegs wesensfremd gegenüber, im Gegenteil: für junge Menschen ist beides immerwährende wechselseitige Ergänzung."

Diese Worte gab Georg Leber, der 1. Vorsitzende der IG Bau, Steine, Erden, einer Ausstellung zum Geleit, die sich unter dem Namen "Jugend in Beruf und Freizeit" an die heranwachsende und in den Beruf hineinwachsende Jugend wendet. Aber mehr noch, diese sich an die Jugend wendende Ausstellung war von Jugendlichen selbst geschaffen. In ihr wurden, in der Hauptsache aus der Arbeit der Maurer und Zimmerleute, Stücke gezeigt, die durchweg von Lehrlingen in deren Freizeit angefertigt worden waren. Dabei handelte es sich sowohl um völlig freie Schöpfungen, wie zum Beispiel ganz hervorragend schöne Einlegearbeiten aus Holz, künstlerische Mosaik- oder einfallsreiche Treppenmodelle, wie auch um maßstabgerechte Modelle von Dachverbindungen, Holzbrückenkonstruktionen und bekannten Gebäuden.

In den Führungen durch die Ausstellung, die jeden Tag auch von einigen geschlossenen Berufsschulklassen besucht wurde, wurden die Lehrlinge immer wieder auf die Bedeutung einer soliden und gründlichen Berufsausbildung hingewiesen und auf die nicht weniger wichtige Rolle, die eine vernünftige Freizeitgestaltung im Leben gerade des jungen Menschen spielt. Später einmal auf irgendeinem Gebiet seines Berufes ein tüchtiger Spezialist zu werden, ist schön und gut. In der Jugend aber geht es darum, sich in dem erwählten Beruf so umfassend wie nur irgend möglich ausbilden zu lassen, denn nur das gewährt sozialen Aufstieg, Krisenfestigkeit sowie Beweglichkeit und Freizügigkeit innerhalb des eigenen Berufes. Wer sich in der Lehrzeit schon zu einseitiger Spezialistenarbeit verleiten läßt, bei dem kann von Ausbildung schon nicht mehr gesprochen werden, das ist höchstens noch "Arbeitseinsatz".

Aus diesem Grunde wird auf der Ausstellung auch auf die zahlreichen Bildungsmöglichkeiten hingewiesen, die die eigene Gewerkschaft und der DGB ihren Angehörigen bieten, handele es sich dabei nun um Einzelvorträge, um Lehrgänge oder die Briefschule. „Denkt immer daran“, sagt der Jugendsekretär zu einigen Zimmererlehrlingen, denen er gerade die Funktion des Rechenschiebers erklärt, „wer mehr kann, ist im Leben immer demjenigen überlegen, der weniger kann. Es ist euer Recht und eure Pflicht, euch dieses Wissen anzueignen, und ihr seht hier auch, wie die Gewerkschaft euch dabei hilft. Sie berät euch jederzeit in allen beruflichen und sozialen Fragen und ist auch stark genug, um die Gründlichkeit eurer Lehre zu überwachen und euch vor Ausbeutung im Arbeitsverhältnis zu schützen.“

Ganz so groß ist ein richtiger Rechenschieber zwar nicht, aber dieses Modell soll den jungen Ausstellungsbesuchern nur zeigen, daß der Umgang mit einem solchen Instrument gar nicht so schwer ist. Warum soll man dann also nicht lernen, es zu handhaben? Jedes Mehrwissen bedeutet doch beruflichen Fortschritt.



Interessiert sehen sich die Lehrlinge ein sehr sauber ausgeführtes Modell einer Dachverbindung an, das einer ihrer Kollegen in seiner Freizeit angefertigt hat.



Vor zwei Bekleidungsbetrieben in Senkkirchen stehen junge Mädchen, haben große Schilder umgehängt, denen zu lesen steht: „Hier wird gestreikt“. Es sind Arbeiterinnen, die ihre Beschäftigung als Streikposten sehr ernst nehmen. Sie alle haben gemeinsam mit ihren Kolleginnen und Kollegen die Arbeit am 6. 10. 1962 niedergelegt. Die Tarifverhandlungen zwischen der Gewerkschaft Textil-Bekleidung und ihren Arbeitgebern, den Firmen Huko und Marko, waren gescheitert. Und die Gewerkschaft trat zur Urabstimmung auf.

Ich wende mich an einen der jungen weiblichen Streikposten, der in einer Gruppe Kolleginnen vor dem großen Fabriktor steht.

„Bevor es zum Streik kam, wurde eine Urabstimmung durchgeführt. Wieviel der im Betrieb Beschäftigten entschieden sich dafür, zu streiken?“ Die junge Kollegin antwortet: „Fast alle von uns waren für den Streik, 98,3 v.H., es gab nur 2 Stimmenthaltungen.“

„Halten Sie die Forderungen der Gewerkschaft auf Arbeitszeitverkürzung bei Lohnausgleich für notwendig?“ frage ich weiter.

„Ja, sehr sogar!“ ist die spontane Antwort.

„Wir arbeiten am Fließband, und das bedeutet nicht nur körperliche Anstrengung, sondern vor allem nervliche Belastung. Die Verkürzung der Arbeitszeit ist eine sehr notwendige Forderung, für die wir uns mit allen nur zur Verfügung stehenden Mitteln einsetzen müssen.“

„Und wie stehen Sie zu der Lohnerhöhung?“

„Die Preise steigen ja auch,“ sagt die vielleicht 20jährige Arbeiterin bestimmt. „Darum müssen wir auf dieser Forderung, auf die Erhöhung der Stundenlöhne um 26 Pfennig, bestehen. Die Näherinnen, Springerinnen und Erbsenmacherinnen sollen außerdem noch 7 Pfennig für jede Stunde mehr bekommen.“

Alle umstehenden Kolleginnen teilen einmütig diese Ansichten. Erfreulich ist die Tatsache, daß bei diesen Arbeitnehmerinnen klar zum Ausdruck kommt, daß sie nicht an das von Arbeitgeberkreisen so gern verbreitete Märchen glauben, daß die Erhöhung der Löhne das Ansteigen der Preise zur Folge hat.

Vor dem Tor der zweiten Firma frage ich eine andere jugendlichen Streikposten.

„Streiken alle Beschäftigten ohne Ausnahme mit?“

„Die Lehrlinge und werdenden Mütter dürfen nicht mitstreiken“, erklärte er. „Sonst sind sie alle, außer den Angestellten, einig und arbeiten nicht, auch die wenigen, die bei der Urabstimmung zunächst dagegen waren.“

„Es ist auch kein Streikbrecher unter allen Arbeitnehmern?“ frage ich interessiert.

„Nein“, sagt die Kollegin kopfschüttelnd, „eine ältere Frau nur wollte arbeiten, die im nächsten Jahr aufhört und Angst hat um ihre Rente.“

„Hat Ihr Arbeitgeber versucht, Sie von einem Arbeitskampf abzuhalten?“

Die Kollegin lacht. „O ja, das hat er wohl. Als der Chef merkte, daß es zum Streik kommen würde, hat er eine Betriebsversammlung einberufen und versucht, uns einzuschüchtern. Wir sollten vernünftig sein, solange noch ein gutes Betriebsklima herrsche, und wir sollten ja zum Arbeiten kommen, sonst bekämen wir die Papiere. Und dann fing er an, auf die Gewerkschaft zu schimpfen und nannte Dinge, die von den Gewerkschaftsvertretern gesagt worden sein sollen auf einer unserer Versammlungen. Da haben alle losgelacht, weil es gar nicht stimmte.“

Ein zweiter Streikposten erzählt eifrig weiter. „Am Freitag haben wir zu streiken begonnen und Samstag bekam jeder von uns einen Brief vom Chef. Drei Seiten war er lang! Zehn Pfennig pro Stunde wollte er uns nun mehr zahlen, aber keine Arbeitszeitverkürzung gewähren. Oder das, was er darunter versteht, eine halbe Stunde jede Woche weniger, und das erst ab 1. April 1962. Doch wir verlangen mehr! Es wird ja auch laufend vieles teurer. Vor allem ist kürzere Arbeitszeit für uns sehr wichtig!“

„Es ist alles mögliche versucht worden, uns am Arbeitskampf zu hindern“, schaltet sich die andere Kollegin wieder ein. „Einmal hat der Chef gesagt, wir nähten jetzt gerade so schöne Kleider, das müßte uns doch Freude machen. Und wenn wir nun nicht weiternähten, würden wir Kunden verlieren. Dann hat er uns noch einen Betriebsausflug für Samstag versprochen.“

„Aber Sie haben sich von alledem nicht beeinflussen lassen?“

„Nein“, ist die bestimmte Antwort, „weil unsere Forderungen schon längst berechtigt sind.“

Der Lohn ist zu gering

Reportage von Herta Arbert

Junge Menschen im Streik





Um 17.00 Uhr ist Streikversammlung. Pünktlich drängen sich alle Streikenden in den Saal des Jugendheimes. Die Beteiligung ist groß. Dichtgedrängt stehen alle diejenigen an der Tür, die in dem großen Raum keinen Platz mehr bekommen konnten. Es sind vorwiegend Frauen, 98 v.H. der Beschäftigten in beiden bestreikten Betrieben sind weibliche Arbeitnehmer, darunter sehr viele junge Menschen. Es ist erstaunlich, daß diese rund 200 streikenden Frauen, die noch dazu überwiegend im jugendlichen Alter zwischen 18 und 25 Jahren sind, bereit sind, einen Arbeitskampf hauptsächlich für die Arbeitszeitverkürzung zu wagen.

Es ist ein Beweis gegen Männerbehauptungen, daß Frauen ja doch nicht für einen Streik zu gewinnen seien. Wenn Frauen und Mädchen es erst einmal begriffen haben, setzen sie sich mehr als Männer für die Gewerkschaft ein. Das zeigt sich hier ganz deutlich. Und die Jugend geht in diesem Arbeitskampf mit gutem Beispiel voran.

Auch hier unterhalte ich mich mit einer Kollegin:

„Auch Sie sind überzeugt davon, daß die Forderungen der Gewerkschaft berechtigt sind?“
 „Natürlich, wir wollen uns nicht ausnutzen und mit leeren Versprechungen für später vertrösten lassen. Darin sind wir uns einig und 100-prozentig gewerkschaftlich organisiert.“

„Wenn es Streikbrecher unter Ihren Kolleginnen gäbe, was würden Sie dann tun?“ frage ich, denn es ist ja für alle der erste Streik.

Die Gefragte überlegt eine Weile: „Ich würde versuchen, sie von der Notwendigkeit dieses Streiks zu überzeugen. Wir müssen solidarisch sein, ich meine, sonst können wir nichts erreichen. Vor allem würde ich aber der Streikleitung Meldung machen.“

Die Stimmung bei allen ist ruhig und zuversichtlich. Nach einer kurzen Ansprache nimmt der Geschäftsführer der Verwaltungsstelle die Verteilung der Streikposten für die nächsten

Tage vor. Das Angebot ist größer als die Nachfrage. Alle möchten Streikposten sein. Manche erhöhen die Dauer selbst von 2 auf 3 Stunden. Beim Ausgeben von Flugblättern, die an mehreren Textilbetrieben in Gelsenkirchen verteilt werden sollen, ist es ähnlich. Es herrscht geradezu Begeisterung. Die Gewerkschaftskollegen erklären mir, daß sie eine solche Bereitschaft bisher noch bei keinem Arbeitskampf erlebt hätten.

Ich frage eine junge Kollegin, die mir mit einem Päckchen Flugblätter unter dem Arm entgegenkommt:

„Glauben Sie, daß Ihr Arbeitgeber sich bald zu einem Tarifabschluß bereit finden wird?“
 Sie lächelt: „Er hat gesagt, von ihm aus könnte der Arbeitskampf bis Weihnachten und Ostern dauern. Das glauben wir natürlich nicht. Er scheint sehr hartnäckig zu sein. Wir sind es aber auch! Hinter uns steht eine starke Gewerkschaft. Wenn er nicht nachgibt, dann streiken wir weiter!“



Die Sache mit Dad

Erzählung von Theodor Weissenborn



Es war kalt und zugig im Zelt von Thompsons Zauberschau. Ein Mann mit einer Glatze und einem Teddygesicht saß neben Tom auf der Holzbank und las die Racing-Results, vor ihm saß eine Frau mit einer Einkaufstasche, aus der ein Pekinese hervorsah, und ein Mann mit Watte in den Ohren und einem langen blauen Schal, den er sich mehrmals um den Hals gewickelt hatte. Durch das Viereck des Eingangs sah man ein paar Buchstaben der Lichtreklame. Man sah ein Stück grauen Himmels, man sah, daß es regnete. Der Mann am Mikrophon draußen beschwor die Leute, doch näherzutreten, indem er ihnen versicherte, daß man schauen, staunen und gute Laune haben werde.

Tom dachte an das Weekendhaus in Sussex. Er wollte nicht daran denken. Er dachte daran. Er sah die braune Holzwand des Häuschens hinter den Bäumen, die schmale Landzunge, die sich in den See hinein erstreckte, den kleinen Schuppen für das Boot und die Geräte, die Farbtöpfe, die Holzböcke, die Reusen, die Angelschnüre, er sah alles. Er sah vor allem das Boot. Er war verdammt noch immer nicht fertig damit. Er hatte im Trocadero gegessen und an das Boot gedacht, er hatte in Priestleys Boxbude gegessen und an die Fischzüge gedacht, die Dad und er gemeinsam unternommen hatten, und er hatte bei Charpenters auf Scheibe geschossen und an die Grasbrände gedacht, die Dad und er im Herbst in Sussex beobachtet hatten.

Der Mann mit dem Teddygesicht knisterte mit der Zeitung. Tom fand, daß er Mr. Dixon ähnlich sah, einem Anglerfreund von Dad, den sie auf einer Bootsfahrt besucht hatten. Das war vier Jahre her. Damals war Ma noch da gewesen, und Dorothy war noch nicht geboren. Er erinnerte sich, daß sie zu dritt Dixons einen Besuch gemacht hatten an einem Sonntag-nachmittag, daß er Mrs. Dixons Kuchen verschmährt hatte, um in der Zeit, da die andern Kaffee tranken, mit Johnny Dixon auf den See hinauszurudern. Als sie zurückgekommen waren, hatten die andern auf der Terrasse am Ufer gegessen, Dad hatte geraucht und mit Mr. Dixon über Forellenzucht gesprochen, und Ma hatte ihn geneckt, daß er immer nur von Forellen spräche; und am Abend hatten sie Punsch getrunken und waren alle lustig gewesen, Dad hatte Witze erzählt und die komische Geschichte von dem Fisch mit dem Glasauge, und nur Ma hatte ganz wenig getrunken, weil sie vorsichtig sein mußte wegen Dorothy; und als sie spät zurückgerudert waren, hatte der See ganz blau und dunkel und ruhig dagelegen, und er hatte mit Ma im Heck gegessen, und sie hatten Dads massige Gestalt gesehen, wie sie sich beim Rudern vor- und rückwärts neigte und dunkel abzeichnete gegen den hellen Nachthimmel.

Es würgte ihn in der Kehle, er schluckte und dachte: Es ist sinnlos, daran zu denken, absolut sinnlos. Alles ist sinnlos.

Der Mann am Mikrophon hatte seine Slogans abgehaspelt und legte den „Kleinen Jo aus Buffalo“ auf. Ein paar Leute kamen die Stufen am Eingang herab, Tom blickte auf und erkannte George und Mike unter ihnen. Er zuckte zusammen und dachte: Jetzt geht das wieder los. Nimmt das denn gar kein Ende? Muß man sich das immer wieder anhören? Ich will doch bloß meine Ruhe. Ich werd ja schon fertig damit. Ausrotten werd ich's. Das ist das beste. – Er machte sich klein hinter dem Rücken des Mannes mit der Watte in den Ohren, aber Mike hatte ihn schon gesehen. Er hörte, wie Mike zu George sagte: „Da ist ja Tom!“ Er sah die beiden auf sich zukommen und dachte: Seid still! Bitte, seid still! Ich will das nicht hören, was Ihr sagt. Ich will das nicht hören. Ich will das nicht...

„Hallo, Tom!“ sagte Mike erstaunt, „du hier?“ Er gab Tom die Hand. Tom sah ihn finster an. „Wie man sieht“, sagte er.

Mike wurde verlegen. „Ja, du warst nicht in der Schule gestern und heute“, sagte er stotternd. „Mr. Creek hat es uns dann gesagt. Ja, es tut uns leid, Tom.“ Er schüttelte Tom die Hand.

„Es tut uns leid“, echote George.

Tom entzog Mike seine Hand und sah ihn aus schmalen Augen an.

„Mir nicht“, sagte er.

Er schluckte. Ich muß es ausrotten, dachte er, alles, was früher war, und alles, was Ihr sagt. Ich muß es ausrotten, und wenn ich dran kaputtgehe. Wenn schon etwas zum Teufel geht, soll doch alles gehn! Soll doch gleich alles gehn! Dann tut nichts mehr weh nachher. – Mike sah ihn betroffen an.

„Wie meinst du?“ sagte er.

„Hast du eine Zigarette da?“ sagte Tom.

„Seit wann rauchst du denn?“

„Also hast du eine da oder nicht?“

Mike beeilte sich, Tom eine Zigarette zu geben. George gab Tom Feuer. Tom zog an der Zigarette, hustete und sagte: „Ich bin froh, daß er weg ist.“ Er sah das Entsetzen auf Mikes und Georges Gesichtern, zog an seiner Zigarette und grinste. Im gleichen Augenblick sah er deutlich Dad in Hemdsärmeln vor sich, wie er das Boot neben dem Schuppen aufgebockt hatte und den Kiel abschmirgelte. Die Sonne schien durch das Blattwerk und malte helle Flecken auf den Kiel und auf Dads Hemd.

„Aber Tom!“ sagte Mike.

„Ich bin froh“, sagte Tom. „Er hat gesoffen, sag ich euch, das ganze letzte Jahr, jeden Tag, bis er seine Stelle verlor.“ Er spürte, daß er in Fahrt kam und hatte sekundenlang das triumphierende Gefühl, daß er so weiterreden könne, bis das Boot zum Teufel gegangen war. Aber im nächsten Augenblick fühlte er, wie es in

seiner Kehle aufstieg, und er hörte Dad sagen: „Wir werden das Boot neu streichen, für unseren Fischzug nächsten Samstag. Ich wäre für Blau. Wie findest du Blau?“ Und er hörte sich selbst sagen: „Blau ist prima. Und den Kiel weiß, daß er dann so aus dem Wasser hervorleuchtet, ja?“ Und Dad sagte: „Okay!“ Er ballte die Fäuste und dachte: Ich muß es ausrotten, bis es nicht mehr weh tut. Es kostete ihn große Anstrengung zu sagen: „Er ist jeden Abend besoffen nach Hause gekommen“, denn Dad hatte ihn inzwischen in den Schuppen geschickt, den Topf mit der weißen Farbe zu holen, und er trug den Topf, der ganz voll war, vorsichtig nach draußen und hielt ihn, Dad tauchte den Pinsel hinein und strich den Kiel und sagte: „Sieht fast aus wie'n Bauch von 'nem Haifisch.“

„Na ja, saufen“, sagte George, „das tun viele.“ „Aber nicht ein ganzes Jahr lang“, sagte Tom, „nicht jeden Abend!“ So krieg ich's kaputt, dachte er. „Er hat sich überhaupt nicht mehr um uns gekümmert. Er hat Dorothy geschlagen.“

Er mußte eine Pause machen. Der Kiel des Bootes leuchtete hell in der Sonne, er hatte inzwischen die blaue Farbe geholt, Dad strich bedächtig Bohle um Bohle und sagte: „Du mußt jetzt sehr lieb sein zu Ma, mein Junge. Du wirst in ein paar Monaten ein Brüderchen oder ein Schwesterchen bekommen. – Na, paß auf! Deshalb brauchst du doch die Farbe nicht zu verschütten!“

„Na ja“, sagte George, „ich weiß ja nicht...“ Er dachte nach und sagte dann: „Warum bist du nicht wenigstens zu Hause?“

„Pah, da sind die Verwandten“, sagte Tom. Er sah Tante Helen, wie sie den Schreibtisch durchwühlte. („Es muß doch etwas zu finden sein! Es muß doch irgend etwas Schriftliches da sein!“ Aber es war nichts Schriftliches da.) Der Gedanke an Tante Helen, die den Schreibtisch durchwühlte, erfüllte ihn für Sekunden so sehr mit Haß, daß es ihm fast leicht fiel zu sagen: „Wenn er nur wenigstens das Auto nicht in Klump gefahren hätte! Wenn's ihm nur nicht mit dem Auto passiert wäre! Dann hätte ich wenigstens den Wagen jetzt.“ So

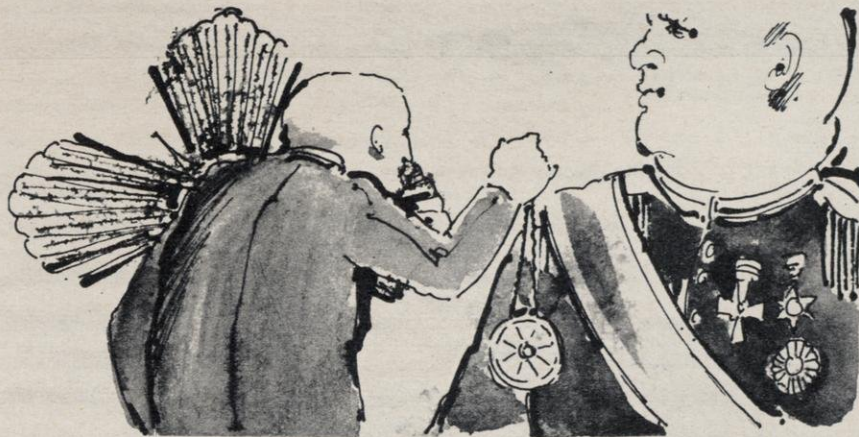


st's gu
lerne v
Zum T
Er sah
anstar
erein p
net jet
Geht
rien!“
Er war
dachte
schlim
wurde
los. –
ihm sa
„Es is
Im gle
Zelt a
einand
berge
Mike
„Mein
Dann
wußte
Mike
tragen
„Ents
mühte
uns n
Er gi
zwän
gang
und s
den V
Rege
und s
Dad,
sich
Es ist
dach
doch
nicht
ich g
gesa
wied
daß
deine
ungl
hast
gar n
oder
ihm
Du
doch
Jahr
gehn
Gott
vor
weg
Oh,
den
mac
sinn
Er m
unte
unc
hina
sch
und
sich
weig
ging
das
Vat
Er s
Zeit
Kin
hol
und
Er
sof
Als
ged
der
ihn
fü
Au
sie

Mit Frack und Orden

Illustrationen: Eva Ohlow

Von Heinrich Böll



ist's gut, dachte er. Siehst du, Tante Helen, ich lerne von dir! So krieg ich's kaputt, dachte er. Zum Teufel mit allem!

Er sah, daß Mike und George ihn fassungslos anstarrten und fügte hinzu: „Wenigstens hätte er ein paar Wochen warten können. Ausgerechnet jetzt, wo's in ein paar Tagen Ferien gibt! Geht hin und stirbt und versaut mir die Ferien!“

Er war erschöpft. Ich halte das nicht mehr aus, dachte er. Es hilft nichts. Es wird ja immer schlimmer. Er fühlte, wie sein Hals ganz dick wurde. – Weinen... dachte er, es ist ja sinnlos. – Plötzlich merkte er, daß Mike etwas zu ihm sagte.

„Es ist doch dein Vater!“ sagte Mike.

Im gleichen Augenblick gingen die Lichter im Zelt an, der Vorhang auf der Bühne ging auseinander und enthüllte Fratelli und sein Zaubergehärt, die Vorstellung begann. Tom sah Mike an.

„Mein Vater!“ sagte er tonlos.

Dann wußte er, daß er nicht mehr konnte. Er wußte, daß er den Rummel und George und Mike und sich selbst und alles nicht mehr ertragen konnte und stand auf.

„Entschuldigt mich, Leute!“ sagte er und bemühte sich, ruhig zu erscheinen, „wir sehen uns nächstens wieder.“

Er ging zwischen den Bankreihen hindurch, zwängte sich durch die Leute, die im Seitengang standen, schlug die Zeltplane zur Seite und stand draußen hinter dem Zelt zwischen den Wagen. Es regnete. Er stand keuchend im Regen, die Hände vor das Gesicht geschlagen und sah Dad zu Hause vor dem Kamin sitzen, Dad, wie er immer da gesessen hatte, wenn er sich Toms Schulaufgaben angesehen hatte. Es ist doch dein Vater! Es ist doch dein Vater!, dachte er. Mein Gott, hör dir das an! Es ist doch dein Vater!, sagt er zu mir. Als ob ich das nicht wüßte. Oh, was ist mit mir los? Was hab ich getan? Verzeih mir, Dad, was ich über dich gesagt habe! Bitte, bitte, Dad! Ich will nie wieder so was über dich sagen. Es ist ja wahr, daß du getrunken und Dorothy geschlagen und deine Stelle verloren hast und daß du verunglückt bist, als du betrunken warst. Aber du hast das doch nicht gern getan. Du hast doch gar nicht gern getrunken, Dad. Wenn Georges oder Mikes Vater trinkt, dann tut er's, weil's ihm schmeckt oder wenn er in Gesellschaft ist. Du hast doch nie Whisky gemocht und bist doch auf keine Party mehr gegangen im letzten Jahr. – Warum mußte Ma mit Robertson weggehen? Kann das ein Mensch begreifen? Mein Gott, warum ist Ma wegen diesem Robertson von Dad weggegangen? – Du hast doch nur wegen Ma getrunken, Dad. Ich weiß es doch. Oh, warum hast du das gemacht? Was soll denn nun werden? Was soll ich denn nun machen? Mein Gott, es kann doch nicht alles sinnlos sein, doch nicht alles...!

Er merkte plötzlich, daß er die Cooper Road hinunterging. Er ging die Cooper Road hinunter und fühlte, wie ihm die Tränen die Wangen hinabließen. Er hatte den Mantelkragen hochgeschlagen, die Hände in die Taschen gesteckt, und der Regen peitschte ihm so heftig ins Gesicht, daß niemand sah, daß er weinte. Er weinte, solange er die Cooper Road hinunterging, und allmählich wurde er ruhiger. Es war das erstemal, daß er seit dem Tod seines Vaters geweint hatte.

Er sah auf die Uhr, es war kurz vor fünf, die Zeit, um die er Dorothy jeden Tag aus dem Kindergarten abholte. – Ich werde Dorothy abholen, dachte er. Er bog in die Limestreet ein und ging schneller, mit ganz großen Schritten. Er wollte Dorothy sehen, ganz schnell, jetzt sofort.

Als er am Tor stand und auf den Klingelknopf gedrückt hatte und Miß Parker mit Dorothy an der Hand auf dem verregneten Gartenweg auf ihn zukam, hatte er für Augenblicke das Gefühl, daß es Dinge gab in der Welt, die in dem Augenblick aufhörten sinnlos zu sein, da man sie tat.

Besonders hübsch sind Einladungen zu Empfängen, bei denen Frack und Orden vorgeschrieben sind. Es gibt auf der ganzen weiten Erde nur zwei Staatsmänner, die Stil haben; inmitten der befrackten Ordenträger fallen nur zwei Personen auf: Mao und Nehru.

Alle anderen Staaten, auch die Sowjetunion, haben den internationalen Diplomatenstil, der aus der Zeit des Wiener Kongresses stammt, also nicht einmal mehr bürgerlich, sondern noch spätaristokratisch, übernommen – und notwendigerweise färbt dieser vollkommen sinnlose, dumme Stil auf alle gesellschaftlichen Veranstaltungen ab.

Ich weiß nicht, ob es den Lohndienern auch erlaubt ist, zum Frack ihre Orden zu tragen. Wenn keine: desto vollständiger die Idiotie, denn Frack ist Frack und Orden (oder nicht?); wenn ja, dann würde also ein Herr mit Pour le mérite einem Herrn mit Ritterkreuz Sekt darbieten oder Feuer für die Zigarre geben? Das wäre ja fast eine Andeutung von klassenloser Gesellschaft. Da würde man also den Herrn Botschafter eines angesehenen Staates mehr oder weniger herablassend bitten, einem ganz rasch einen Drink zu besorgen (und höflich, wie er ist, würde er's tun), oder der befrackte

Diener würde einem befrackten Kellner das Tablett hinhalten.

Eine Gesellschaft, die keinen Stil und kein Gesicht hat, ist notwendigerweise der Schauplatz billiger Verwechslungskomödien. Man komme mir nicht mit dem Einwand, an den Gesichtern könne man erkennen, ob man mit einem Diplomaten oder mit einem Lohndiener spricht. Nur die Diener sehen wirklich aristokratisch aus, würdig und feierlich, gemessen und angemessen. Der Fall des Butlers Cronin ist viel interessanter als die illustrierten Zeitungen verraten. Wenn es tatsächlich nur noch sieben- oder achthundert wirklich geschulte Butler gibt, sind sie dann nicht die eigentliche Aristokratie? Sie wissen wirklich, was „man“ anziehen, welchen (und wieviel) Wein „man“ bei welcher Gelegenheit servieren muß. Dieses „Muß“ entbehrt jeglicher Notwendigkeit, wenn der „Müssende“ sich einen Spezialisten halten muß, der ihn in die Richtung dirigiert. Dann sind die Diener nicht mehr Diener, sondern Tyrannen, und das Absurde ist, daß die Gesellschaft sich von ihnen tyrannisieren läßt. Das Ergebnis ist vollkommene Lächerlichkeit und Entwürdigung, jene, gegen die Mr. Armstrong-Jones sich mit Recht gewehrt hat.

Gesellschaftlicher Stil setzt Bewußtsein voraus, und wie könnte sich Stil bilden, wo Bewußtlosigkeit das allgemeine Merkmal ist. Die einzigen Personen, die bei Empfängen oder Cocktail-Parties, zu denen „Frack und Orden“ vorgeschrieben sind, Respekt verdienen, sind die Diener; sie üben ihren Beruf aus, der sie und ihre Familie ernährt, eine höchst respektable Tätigkeit.

Alle anderen Teilnehmer sind mehr oder weniger lächerlich, mehr, wenn sie sich ernst, weniger, wenn sie sich nicht so ernst nehmen. Es ist schon blöd genug, daß man nicht einen Freund besucht, sondern der Freund „eine Party“ gibt; noch blöder, wenn man hinter solchem Getue so etwas wie Stil vermutet, so etwas wie „neue gesellschaftliche Formen“.

Der Rückgriff auf den Diplomatenstil der Metternich-Zeit ist schon makaber genug, nach Auschwitz und den Schlachten des zweiten Weltkrieges; die private Cocktail-Party ist einfach lächerlich; keinen Stil zu haben, wäre stilvoller als dieses schlecht abgegluckte Hollywood-Getue, das sein Vokabular aus drittrangigen Filmen bezieht.

Das sind Fluchtversuche aus der eigenen Gegenwart, und alles, was an Aufwand, Getue damit zusammenhängt, ist der neue Kitsch, viel weniger überzeugend, als der Kitsch unserer Großmütter, die vielleicht hin und wieder den törichten Wunsch hatten, auf „fein“ zu machen.

Die Party ist der Ersatz für den Grafen, der das Dienstmädchen heiratet. Solange man noch weiß, wie lächerlich man ist, indem man sich dieser Hilfsformen gesellschaftlichen Beisammenseins bedient, mag's noch angehen (Hilflosigkeit ist ja eins der Merkmale unserer Zeit). Fängt man aber an, dieses Theater für Realität zu nehmen, dann sitzt man in einer Falle, aus der einen keine Pappritz mehr herausbekommt. Es wäre eine verfluchte Welt, in der man in Büchern nachschauen müßte, was man seinen Freunden zu trinken vorsetzt und was man anzieht, wenn man ein Mädchen trifft. Wenn alle Anstandsbücher so gut verkauft werden, ist bewiesen, daß der „Benimm“ keine natürlichen Voraussetzungen mehr hat, daß es an natürlicher Würde und natürlicher Anmut fehlt.

Adelig?

Instinkt ist Glückssache. Den Ostblockpropagandisten jedenfalls wird die jüngste Samstagsrede des Bundesministers für Bundesratsangelegenheiten und Vertriebene, des Pommern Dr. jur. Hans Joachim von Merkat, vor der „Ordensgemeinschaft der Ritterkreuzträger“ wie bestellt in ihr „westdeutsches Militaristen- und -Revanchisten“-Konzept passen. Als Kronzeuge ihrer These von den angeblichen Kriegstreibern vom Rhein bietet sich ihnen der erkonservative Bonner Minister von Merkat mit seinem Ausspruch an: „Halten Sie an der Tradition Ihres Kreuzes fest, es ist kein verblässendes Ordenszeichen. Es ist viel mehr! Auf Sie sieht man, nicht nur als die Elite, sondern als einen Adel unseres Volkes.“

Der Minister, Sproß einer alten Offiziers- und Landwirtschaftsfamilie und selbst infolge einer schweren Krankheit nur kurze Zeit Soldat gewesen, hätte bei diesem Schlußsatz seiner Rede – Thema: „Vom Sinn der Tradition“ – sich an etwas erinnern sollen: Auch Soldaten

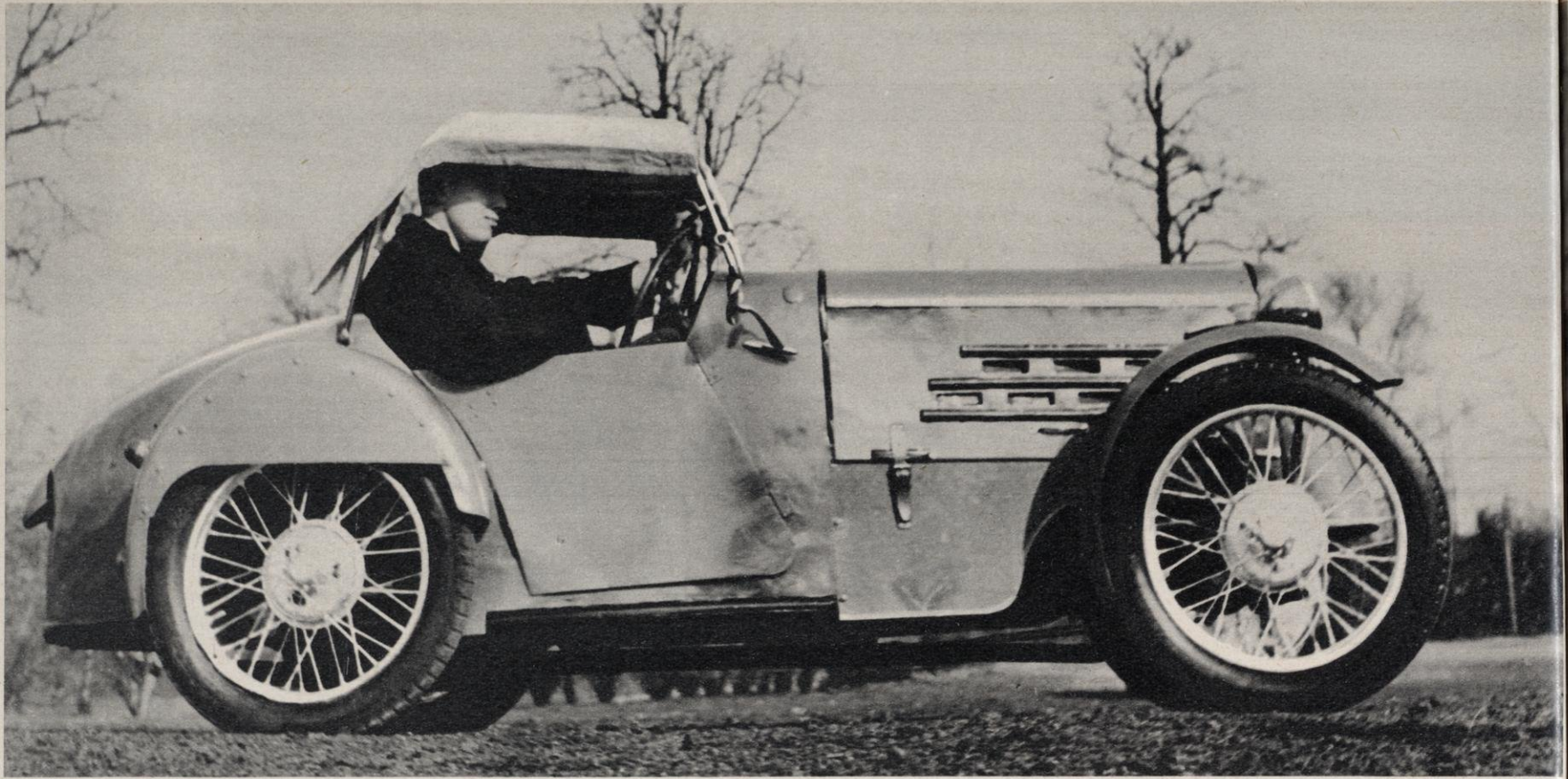
wie Schörner, Sepp Dietrich oder von dem Bach-Zelewski wurden von Hitler mit dem Orden dekoriert, obwohl Ritterlichkeit dem Gegner gegenüber kaum zu ihrer Wesensart gehörte.

Als nicht minder bedenklich kann des Ministers Ausspruch – er tauchte bei Traditionalisten schon häufiger auf – von der „Ehre des Soldaten“ gelten. Dr. v. Merkat will sie nicht „in jeder Hinsicht an den Maßen des bürgerlichen Lebens messen“. Da taucht wieder der Anspruch auf, eine besondere und besonders hohe Kaste der Soldaten zu bilden. Zwei Weltkriege und ein totaler Zusammenbruch haben den „bunten Rock“ und seine Exklusivehre entzaubert, und auch eine festgefügte Tradition vermochte das politische Versagen der Armee im Dritten Reich nicht zu verhindern. Davon sollte auch der Minister schon etwas gehört haben. Die Männer des 20. Juli wären vielleicht eine Nahtstelle für das Heute gewesen. Es ist bezeichnend, daß v. Merkat sie mit keinem Wort erwähnt.

„Ich werde sofort kühl, wenn mir jemand pathetisch von Tradition spricht“, sagte der frühere Bundespräsident Professor Theodor Heuss vor reichlich zwei Jahren vor Offizieren der Bundeswehr in Hamburg. Und: „Hitler und seine Kumpane haben den Faden der Tradition zerrissen.“

Dr. Adenauer möchte Herrn v. Merkat als „Grußaugust“, der künftig für die Bundesrepublik im Ausland die Honneurs machen soll, in seinem Kabinett behalten. Haben wir keine anderen Empfangschefs? **vh**

(Frankfurter Rundschau)



Auf zur großen Fahrt

Aus dem Leben eines Schnauferls

Dirk hat sich ein altes Auto gekauft. Eines Morgens überraschte er mich mit dieser Nachricht. Er drückte mir ein vergilbtes Foto und einen Zeitungsausschnitt in die Hand. Das Bild zeigte ein hochbeiniges Veteranenauto mit einem gestreiften Markisenverdeck, in der Art, wie sie unsere Großväter wohl zu Wettfahrten benutzt hatten. „Es ist ein Renndixi Jahrgang 1921“, fügte er erklärend hinzu. Der Zeitungsausschnitt enthielt eine Anzeige mit folgendem Text:

„Für Liebhaber. Schnauferl, reparaturbedürftig, billig zu verkaufen. Zu besichtigen bei XY.“

Dirk hatte es nicht nur besichtigt, sondern gleich seine Ersparnisse zusammengekratzt und es für ganze 500 Mark erworben. Jetzt stand das Töff-Töff auf seinem Hof und harpte der Dinge, die da kommen sollten.

Ich fand die Karre in der Tat sehr originell – aber auch sehr reparaturbedürftig. Für eine Zulassung war sie jedenfalls noch lange nicht reif. Die Räder waren vollkommen deformiert, das Markisenverdeck hing traurig über den verstaubten Sitzen, und an der Karosserie hatte der Zahn der Zeit genagt. Kein Wunder, daß der Motor keinen Laut mehr von sich gab.

Von nun an war unsere ganze Freizeit in Anspruch genommen, und je weiter die Restaurierung voranschritt, desto mehr Spaß bekamen wir bei der Arbeit. Was machte es, daß unser ganzes Taschengeld draufging, wir opferten so manches Glas Bier und verzichteten sogar auf Kinobesuche, um das gesparte Geld in die Anschaffung der Ersatzteile zu stecken. Das war übrigens noch ein Kapitel für sich, denn wo sollte man jetzt nach vierzig Jahren noch Ersatzteile herbekommen? Im nächsten Autogeschäft hätte man uns verständnislos angeschaut, wenn wir Speichenräder für einen alten Dixi verlangt hätten. Doch die Not macht erfinderisch; nach einigem Herumbasteln stellte sich nämlich heraus, daß sich Motorräder vorzüglich dafür eigneten, und nachdem wir alle Beulen aus der Karosserie herausgeklopft hatten, machte der Dixi seine ersten Geh- oder besser Fahrversuche. Unter Quietschen und Stöhnen der Achsen

rollte er einen kleinen Abhang hinunter und bewies damit seine Tauglichkeit.

Mit dem Motor war es eine verteuflerte Arbeit. Nichts war aber auch dem Verfall der Jahre entgangen. So wurden Abende damit verbracht, Zylinderköpfe nachzuschleifen, Bremschnüre auszubessern, Zündkerzen und Batterie einzubauen. Und dann kam der ersehnte Augenblick, wo das Schnauferlherz seine ersten Töne von sich gab. Wir hatten einen Kanister Benzin in den Tank gegossen, und

Dirk betätigte vorsichtig die Anlasserkurbel. Da ging plötzlich ein Zittern und Rattern durch das schwächliche Stahlgerippe, und aus allen Ritzen puffte und zischte es, imNu warderganze Hof in eine blaue Wolke gehüllt. Als sich der Benzinnebel gelichtet hatte, sahen wir die Bescherung. Der eigensinnige Veteran hatte sich nämlich selbständig gemacht, und seine erste Lebensregung bestand darin, mit Getöse in die Mauer hineinzurennen, die den Hof umgab, und unter Beschädigung der Kühlerhaube

seine ebenso unruhliche wie kurze Laufbahn fürs erste zu beenden.

Aber jede Liebe bringt Fehlschläge mit sich, man darf nur nicht verzagen. So gingen wir von neuem an die Arbeit. Diesmal verwandten

Schon streikt Schnauferl





wir dabei doppelte Sorgfalt und Pflege in der Zusammensetzung der zerfetzten Teile. Bald waren alle Organe wieder geheilt, und wir vernahmen das beglückende Pulsieren der Maschine. Voll Dankbarkeit zogen wir der alten Dame ein farbenprächtiges Kleid an, indem wir die Karosserie mit einem feurigen Rot versahen, das an der Kühlerhaube mit gelben Borden abgesetzt war. Unser Schnauferl sah wirklich prächtig aus, als wir es eines Tages bestiegen, um seine Zulassung beim Technischen Überwachungs-Verein zu erwirken. Man konnte mächtig stolz darauf sein, wie das Kuriosum an chromblitzenden Straßenkreuzern vorbeiratterte, wie es bläuliche Benzinwölkchen auspuffte und hin und wieder vor lauter Freude knallte.

Die Ingenieure des TÜV hatten freilich für die „Schönheit“ unseres Dixis keine Augen, ihre kritischen Blicke glitten vielmehr unter die Haube, prüften Vergaser und Bremsen, Scheinwerfer und Lenkung, fanden hier einen Fehler und bemängelten da eine Kleinigkeit, die uns bei noch so großer Sorgfalt entgangen

war, und äußerten starke Bedenken, ob unser Schnauferl den schweren Erfordernissen des heutigen Verkehrs genüge; schließlich wurde es aber doch zugelassen, und man klemmte uns die Papiere unter die Windschutzscheibe.

Das hieß: freie Fahrt für seine Jungfernfahrt. Gleich am nächsten Morgen in aller Frühe ging es los. Nachdem frisches Kühlwasser eingefüllt war und alle Schrauben noch einmal überprüft worden waren, stieg ich ein. Dirk schaffte es, daß der Motor ansprang. Die Kühlerhaube zitterte in gleichmäßigem Takt; als wir auf den glatten Asphaltstraßen zur Stadt hinausfuhren, zeigte das Tachometer gut vierzig Stundenkilometer, und wir pfißen übermütig in den Fahrwind hinein. Langsam stieg das Gelände an, eine Wucht, wie der Dixi die Berge nahm. Jetzt wollten wir ihn auf Herz und Nieren prüfen. Mit Vollgas ging's in die Kurven, phantastisch, wie er im zweiten Gang die Auffahrt nahm, der Motor heulte auf, und mit achtzig Sachen ging's die Straße hinunter.

Aber nicht genug damit, wir bogen auch noch in einen kleinen Feldweg ein, um zu sehen, wie er Geländefahrten durchhielt. Schwer schnaufend holperte das Gefährt über Felsbrocken und durchquerte ausgewaschene Schlaglöcher. Dazu rappelten alle Teile im Rhythmus, während wir von einer Ecke in die andere flogen.

Mein Rücken tat schon ordentlich weh, und ich wünschte, niemals diese Testfahrt angetreten zu haben, aber wenden konnte man unmöglich auf dem schmalen Steg. Zu allem Überfluß wurde der Weg jetzt auch noch abschüssig und der Wagen schneller. Uns wurde ungemütlich zumute. Dirk versuchte zu bremsen, das Schnauferl bockte einen kurzen Augenblick auf, dann flog es wie ein wildgewordenes Pferd über Steine und Löcher, daß die Räder ächzten. Beim nächsten Ruck brach das Verdeck zusammen und begrub uns mit seiner roten Markise unter sich, uns jede Sicht nehmend, so daß wir bei der nächsten Biegung in einem wenig eleganten Bogen im Straßengraben landeten.

Und nun auf ein neues!

Fluchend krochen wir aus dem Autowrack hervor und zogen es auf die Straße. Es muß ein trauriger Anblick gewesen sein, wie wir müßig unseren verbeulten Dixi die Chaussee entlangschoben, aus den vorbeirauschenden Personenautos blickten uns jedenfalls mitleidige Gesichter nach. Das ist nun mal das Geschick mit alten Autos – Freuden und Leiden liegen sehr dicht nebeneinander.

Text und Fotos: Gerold Jung

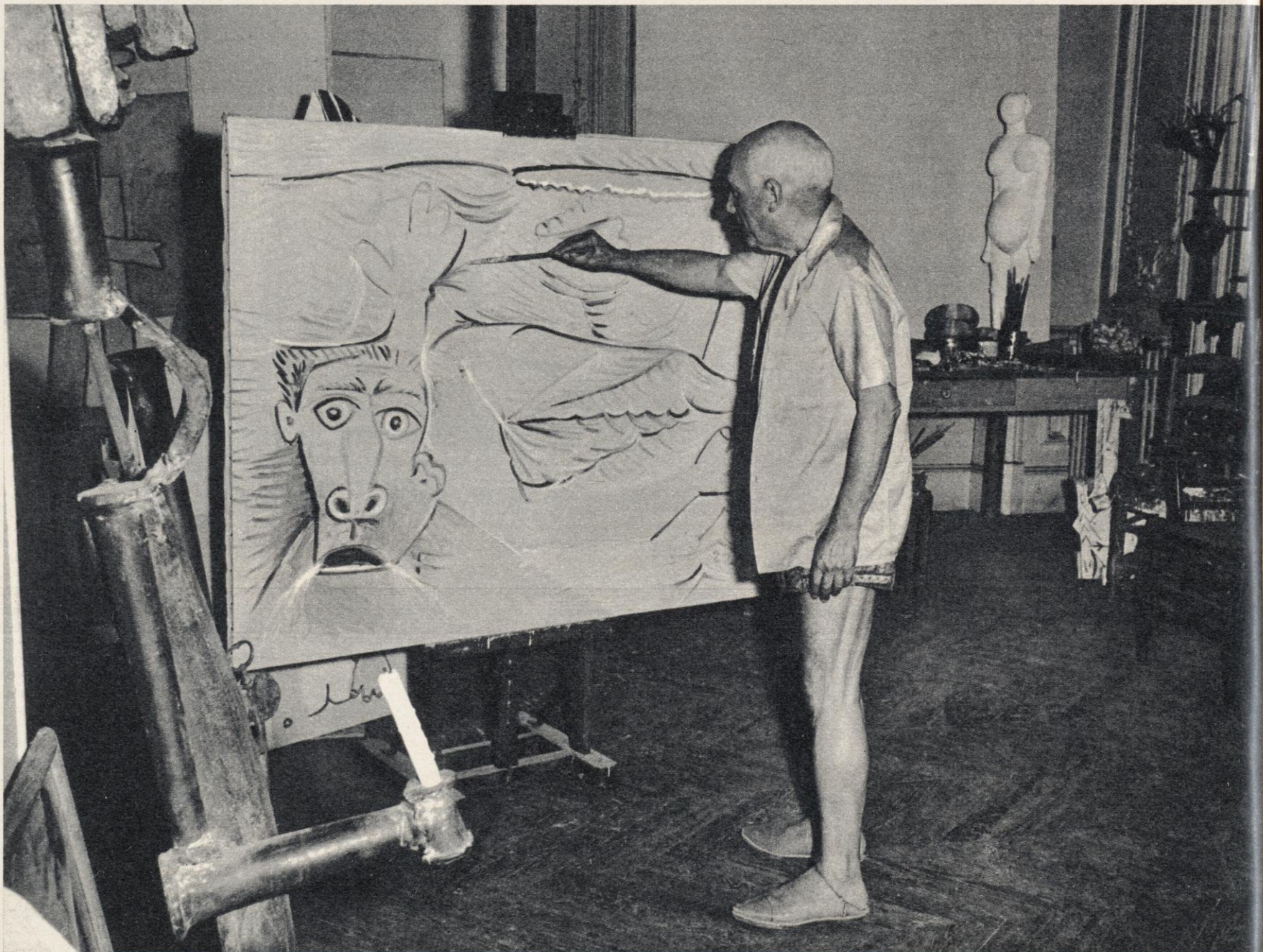
Picasso



In erregter Diskussion

Fotos: Seeger

Der 80jährige Picasso beim Ausarbeiten eines Bildes





Die Jugend

Am 25. Oktober wurde ein Mann achtzig Jahre alt, der nun fast ein halbes Jahrhundert in der Welt der Kunst an vorderster Stelle steht: Pablo Picasso. In der spanischen Stadt Malaga ist er geboren. Heute lebt er, wie ein anderer großer Spanier, Pablo Casals, der als Musiker Weltruh genießt, als Emigrant in Südfrankreich. Sein Ruhm war schon groß, als er im Auftrag der republikanischen Regierung Spaniens das große Bild der von deutschen Bombern zerstörten Stadt Guernica schuf, das, als es im Juni 1937 im spanischen Pavillon in Paris ausgestellt war, als das epochemachende Bild des Jahrhunderts bezeichnet wurde. In einer Beschreibung des Bildes heißt es: „Diese gewaltige Komposition in Schwarz und Weiß ist gewiß ein Meisterwerk, wenn nicht sein Hauptwerk. In apokalyptischen Bildern hat er die Schrecken des Krieges beschworen, indem er lediglich Kontraste aus Schatten und Licht dazu benutzte. Anstatt, wie Goya oder Delacroix, eine militärische Episode oder ein Blutbad zu beschreiben, hat Picasso, wohl zum ersten Male in der Geschichte der westlichen Malerei, die Katharsis (Läuterung des Gemütes) im Betrachter mit rein malerischen Mitteln erreicht. Das Tragische und das Absurde, Sarkasmus (beißender Zorn) und Mitleid, Verfluchung und Ironie, der Atem des Lebens und die Reglosigkeit des Todes, ein Tumult



von Gedanken und Gefühlen entströmen dieser graphisch konzipierten Komposition mit einer Macht, die damit an die Grenzen menschlicher Maske rührt.“

Im Januar 1937 hatte Picasso schon eine Streitschrift gegen Franco geschrieben, die er mit vierzehn Radierungen illustrierte. Bild und Text atmen eine wütende Verachtung. In Franco sah und sieht der Künstler das Unheil seines Volkes, die Finsternis, die das Land mit seiner Diktatur befiel.

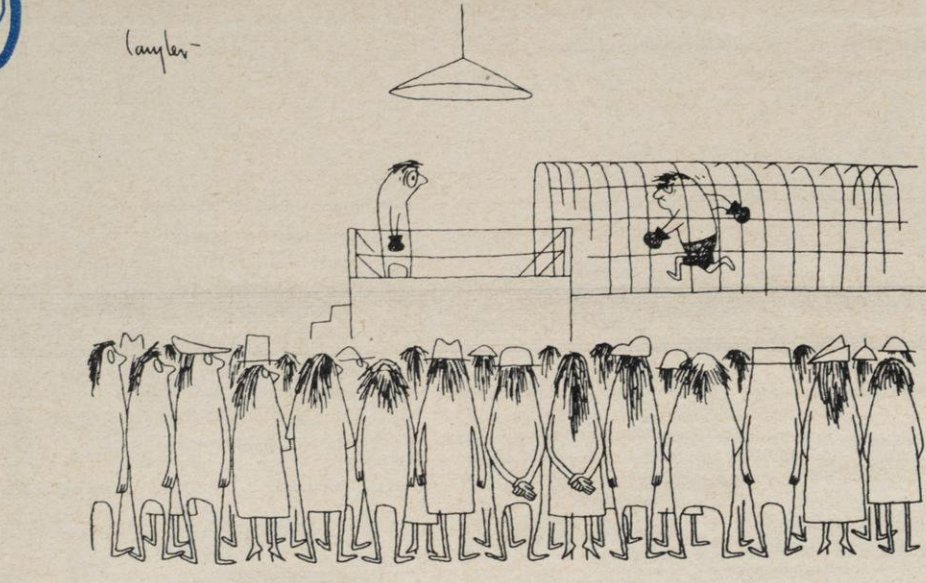
Damals sagte er: „Ich habe immer geglaubt und glaube es noch, daß Künstler, die mit geistigen Werten leben und arbeiten, einem Konflikt gegenüber, bei dem die höchsten Güter der Menschheit und Zivilisation auf dem Spiel stehen, weder gleichgültig bleiben können noch dürfen.“

Ein großer Künstler und ein tapferer Mensch. Junge Menschen, die ihn näher kennenlernen sollten, sei die schöne Lebensbeschreibung empfohlen, die Antonina Vallentin in Zusammenarbeit mit dem Künstler geschrieben hat. Sie ist bei der Büchergilde Gutenberg erschienen, die auch das graphische Werk Picassos veröffentlichte.

Hadobu

Frau im Sessel

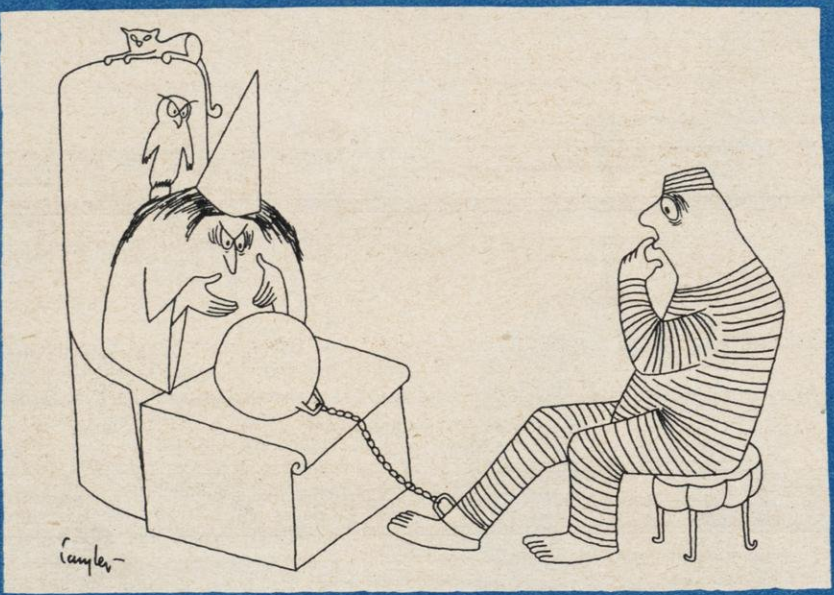
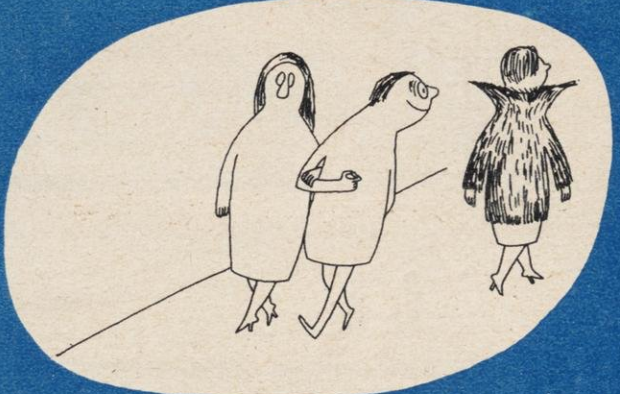
Canzler-



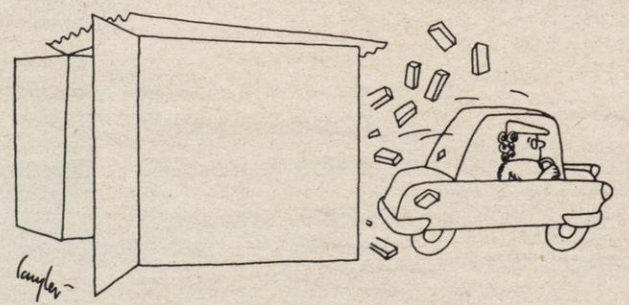
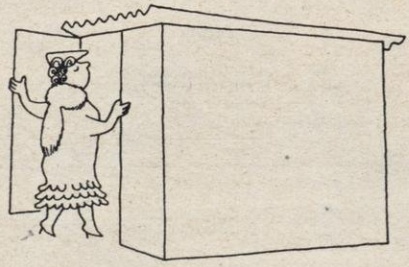
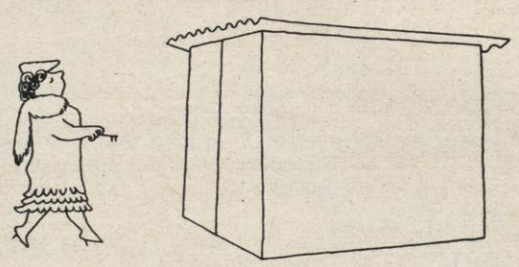
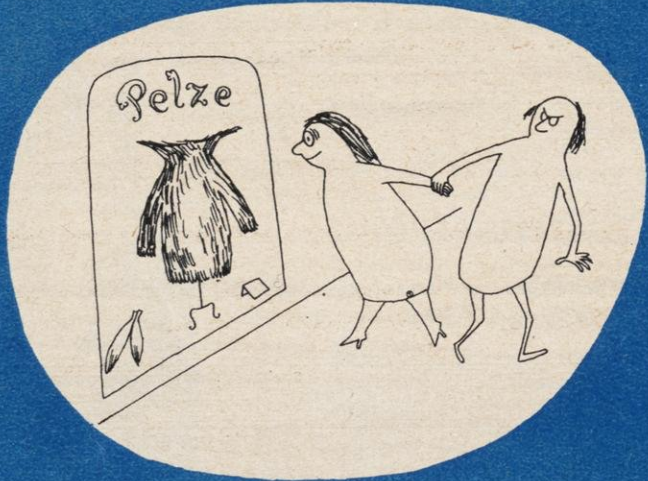
Canzler-

CANZLER

Menschliches..



Canzler-



Canzler-